

spurensuchen

Geschichtswettbewerb des
Bundespräsidenten

Der neue
Wett-
bewerb

Mehr als ein
Dach über dem Kopf.
Wohnen hat Geschichte



Alles für deine
erfolgreiche
Teilnahme hier
im Heft!





Gabriele Woidelko und Laura Wessler.

Liebe Leserin, lieber Leser,

dass selbst das „Dach über dem Kopf“ alles andere als selbstverständlich ist, zeigt uns aktuell einmal mehr der Krieg in der Ukraine. Die eigene Wohnung kann durch Bomben zerstört werden und Menschen können dazu gezwungen sein, ihren Wohnort zu verlassen.

Um zu erkennen, wie zentral das Thema Wohnen für unsere Gesellschaft ist, müssen wir aber nicht erst auf die Geflüchteten schauen, die aus Kriegsgebieten zu uns kommen.

Zur Einordnung der vielen akuten Fragen, die das Thema Wohnen aufwirft, lohnt ein Blick in die Vergangenheit. Denn Wohnen hat Geschichte. Genau hier setzt die neue Wettbewerbsrunde an. Wo und wie wohnten Menschen früher? Welche Rahmenbedingungen waren ausschlaggebend für das Wohnen damals und wie haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte verändert? Und was sagen uns Wohnverhältnisse der Vergangenheit über die Gesellschaft der damaligen Zeit?

In diesem Magazin stellen wir das neue Wettbewerbsthema ausführlich vor. Wir geben Themenbeispiele, schaffen Orientierung und beleuchten, wie spannend es sein kann, in die Geschichte des Wohnens einzutauchen. Wir berichten, warum es besonders schön ist, in einer größeren Gruppe am Wettbewerb teilzunehmen, und haben Teilnehmer:innen nach ihren besten Tipps für eine erfolgreiche Spurensuche beim Geschichtswettbewerb befragt. Daneben schauen wir schon jetzt auf das Jahr 2023. Denn dann feiern wir 50 Jahre Geschichtswettbewerb.

Wir empfehlen außerdem die neu gestaltete Website des Geschichtswettbewerbs. Wie immer findet sich dort ein reicher Schatz an wertvollen Informationen für junge Spurensucher:innen.

Wir hoffen, dass das Stöbern in unserem Magazin Lust macht auf das neue Wettbewerbsthema und freuen uns schon auf viele spannende Forschungsergebnisse!

Viel Spaß wünschen

Gabriele Woidelko
Leiterin Bereich
Geschichte und Politik

Laura Wessler
Programmleiterin
Geschichtswettbewerb des
Bundespräsidenten

Inhalt

Ausschreibung

- 4 **Aufruf des Bundespräsidenten**
- 29 **Die Wettbewerbsausschreibung**

Thema

- 6 **Kaleidoskop**
Ideen für die Spurensuche
- 15 **Hintergrund**
Mehr als ein Dach über dem Kopf?
- 19 **Kommentar**
Deutschlands Wohnungsmisere
- 20 **Persönlichkeiten erzählen**
Wohnen bedeutet für mich...
- 22 **Interview**
Eine Stadt im Rhythmus der Industrie
- 24 **Wissenswertes**
Anders Wohnen – vier Geschichten

Historische Projektarbeit

- 26 **Schulreportage**
Die Forscher:innen vom Kaiserin-
Auguste-Viktoria-Gymnasium in Celle
- 35 **Junge Stimmen**
Tipps von Spurensucher:innen
- 36 **Service und Team**

Rund um den Wettbewerb

- 38 **Meldungen**
50 Jahre Geschichtswettbewerb
EUSTORY Let's ConnAct!
Memory of Mankind
- 42 **Was macht eigentlich...**
Tobias Bütow?
- 43 **Impressum**

Nicht vergessen:
Am 28. Februar 2023
ist Einsendeschluss!



Foto: Körber-Stiftung / David Auserhofer

Aufruf von Bundespräsident
Frank-Walter Steinmeier
zum Geschichtswettbewerb
2022/2023

„Mehr als ein Dach über dem Kopf. Wohnen hat Geschichte“

„

„Wohnen hat Geschichte“, das wissen wir alle aus eigener Erfahrung. Die meisten von uns haben die Wohnungen ihrer Großeltern erkundet, die anders eingerichtet waren als die unserer Eltern; wir erinnern uns oft ein Leben lang an die Zimmer, Möbel, Häuser und Straßen unserer Kindheit; und wir kennen die Familienerzählungen von im Krieg zerstörten und zurückgelassenen Wohnungen, von erzwungenen oder lang ersehnten Umzügen, von Zeiten des Umbruchs und des Aufbaus.

Wo, wie und mit wem wir wohnen, das prägt uns von den ersten Atemzügen an. Wir machen uns „vier Wände“ zu eigen und „richten uns ein“, auch um zu zeigen, wer wir sind oder sein wollen, wem wir uns zugehörig fühlen und wovon wir träumen. Unsere Wohnungen und Nachbarschaften spiegeln dabei immer auch politische Verhältnisse und soziale Ungleichheiten, ästhetische Ideale und sich wandelnde Werte. Wie wir wohnen, das war und das ist nicht nur ein privates, sondern auch ein politisches Thema.

Wohnen ist ein Menschenrecht, aber es ist auch heute nicht selbstverständlich, eine eigene Wohnung zu haben. In unseren Städten sehen wir täglich obdachlose Menschen, die im öffentlichen Raum ein Stück Privatheit suchen. Und in Ländern, die von Armut, Katastrophen oder Krieg gezeichnet sind, leiden Millionen unter unwürdigen Wohnverhältnissen und der Zerstörung ihrer Häuser. Dass wir nicht alle gleich wohnen, das

„Eine lange Tradition hat auch der Wunsch, anders zu wohnen und Räume für den Aufbruch in eine bessere Zukunft zu schaffen.“

haben wir auch in der Corona-Krise erfahren. Wer sich im Lockdown mit seiner Familie auf wenigen Quadratmetern zusammendrängen musste und keinen ruhigen Platz hatte, um zu lernen oder zu arbeiten, den hat die Pandemie härter getroffen als andere, die in ein eigenes Zimmer oder ihren Garten ausweichen konnten.

Wie wir in Zukunft wohnen wollen, darüber wird gerade viel diskutiert und auch gestritten.

Unsere großen Städte werden voller, enger, lauter und schmutziger, oft mangelt es an bezahlbarem Wohnraum. Manche Dörfer und Kleinstädte dagegen verweisen, weil es an Arbeit und Verkehrsverbindungen fehlt. Und die Vielfalt der Lebensformen führt zu einer neuen Vielfalt des Wohnens, von Single-Haushalten bis hin zu Co-Housing-Projekten, in denen sich ganz unterschiedliche Menschen im Alltag unterstützen.

Mehr guten Wohnraum für alle zu schaffen, dabei aber weniger Energie und weniger Fläche zu verbrauchen und keine Treibhausgase zu produzieren, das ist eine Aufgabe, die wir jetzt anpacken müssen. Denn wie wir in den kommenden Jahren bauen und wohnen, wie wir Städte und Dörfer in die Natur einbetten, all das wirkt sich auf unsere persönliche Lebensqualität aus, aber auch auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt und den Klimawandel.

Der Blick zurück in die Geschichte des Wohnens hilft uns, solche Zusammenhänge besser zu verstehen, er sensibilisiert uns für Ungerechtigkeiten, und er kann uns helfen, Antworten auf die Wohnfragen unserer Tage zu finden. Wohngeschichten führen uns die Mauern vor Augen, die Gesellschaften früherer Zeiten durchzogen haben. Schon immer gab es Menschen, die ihre Wohnung nicht frei wählen konnten, schon immer gab es „gute“ und „schlechte“ Adressen. Die jüdischen Ghettos der Frühen Neuzeit, die Mietskasernen der Arbeiter im Kaiserreich oder die sogenannten „Ausländerviertel“ in der alten Bundesrepublik sind Stein gewordene Akte der Aus- und Abgrenzung.

Wenn wir heute über Homeoffice und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf diskutieren, dann ist uns oft nicht klar, dass die Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz ein relativ junges Phänomen ist. Erst im Zuge der Industrialisierung wurde es üblich, dass der Ehemann „zur Arbeit ging“ und die Ehefrau „zu Hause blieb“. Wie die Hausarbeit zwischen Frauen und Männern verteilt war, welche Rolle Hauspersonal und Dienstmoten spielten, wie Elektroherd, Kühlschrank, Waschmaschine oder Fernseher den Alltag veränderten, auch das gehört zur Geschichte des Wohnens.

Eine lange Tradition hat auch der Wunsch, *anders* zu wohnen und Räume für den Aufbruch in eine bessere Zukunft zu schaffen. Die Gartenstadtbewegung im

Kaiserreich stand dafür ebenso wie das „Bauhaus“ oder die staatlich geförderte Reformsiedlung der Weimarer Republik. Nach dem zweiten Weltkrieg, als Europas Städte in Trümmern lagen, lebte in der Bundesrepublik der soziale Wohnungsbau auf, während die DDR in den Plattenbausiedlungen die sozialistische Ideologie in Beton goss.

Dass Menschen gegen schlechte Wohnbedingungen protestieren, dass sie in ihrem Haus und ihrem Viertel mitbestimmen wollen, auch das ist keine neue Entwicklung. Hausbesetzer lehnten sich in westdeutschen Großstädten, gleich nach dem Mauerfall auch in Ost-Berlin dagegen auf, dass man Wohnungen aus Berechnung verwahrlosen ließ und mit Immobilien spekulierte. Und viele Mieterbeiräte, Mietervereine und Nachbarschaftsinitiativen trugen dazu bei, dass „mehr Demokratie“ allmählich auch in die Wohnsiedlungen einzog – und manche spießige Hausordnung aus dem Treppenhaus verschwand. Eine traurige Geschichte hat die Villa in Berlin-Dahlem, in der seit 1999 der jeweils amtierende Bundespräsident wohnt. Die einstigen Besitzer, Hugo und Maria Heymann, verkauften die Villa 1933 unter dem Druck befürchteter und sich abzeichnender Verfolgung der Juden durch die Nationalsozialisten. Eine Stele erinnert heute an diese Geschichte der Vertreibung, die eine von so vielen war.

Liebe Schülerinnen und Schüler, die Geschichten liegen auf der Straße, man muss nur richtig hingucken, heißt es bei Erich Kästner. Die Geschichten des Wohnens findet Ihr in jeder Straße, überall um Euch herum, in Eurer Familie, Eurem Haus, Eurem Ort. Und dieser Wettbewerb ist eine tolle Gelegenheit, einmal richtig hinzugucken: Schaut Euch alte Fotoalben an, sprecht mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, grabt im Internet und in Archiven, fragt nach bei Wohnungsämtern, Mietervereinen oder Baugenossenschaften. Geht auf Spurensuche und tragt mit Euren Entdeckungen zur aktuellen Wohndebatte bei!

Mein Dank gilt allen, die diesen Wettbewerb möglich machen, den Lehrerinnen und Lehrern, die sich als Tutoren engagieren, den Mitstreiterinnen und Mitstreitern bei der Körber-Stiftung. Ich freue mich, einigen von Ihnen und einigen von Euch, liebe Schülerinnen und Schüler, im kommenden Jahr zu begegnen, wenn wir die Bundessiegerinnen und Bundessieger ehren und auch den fünfzigsten Geburtstag des Geschichtswettbewerbs feiern, den Bundespräsident Gustav Heinemann 1973 ins Leben rief. Aber jetzt seid Ihr erst mal dran: Sucht Ihr noch oder findet Ihr schon? Ich bin gespannt auf Eure Geschichten des Wohnens!



Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier



Dieses „Homeoffice“ in einer Berliner Wohnung beschränkte sich 1910 nicht auf einen Schreibtisch mit Laptop, vielmehr nahm die Webmaschine fast den gesamten Wohnraum ein. Während es in den Jahrhunderten davor für den Großteil der Bevölkerung üblich war, in einem Raum zu arbeiten und zu schlafen, führte die Industrialisierung seit Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem in Städten zu einer Trennung von Arbeit und Wohnen. Heimarbeit wurde zunehmend von industrieller Fertigung und Massenproduktion in großen Fabriken verdrängt und führte zu einem Wettbewerbsnachteil für selbstständige Handwerker wie diesen Weber.

Vier Wände

Wohnen ist für alle Menschen ein Grundbedürfnis. Wo, wie und mit wem wir wohn(t)en unterscheidet sich aber sehr. Das Team des Geschichtswettbewerbs ist für euch auf historische Spurensuche gegangen



Foto: bpk / Kunstbibliothek, SMB / Dietmar Katz

DRUCKEREI AUGUST OSTERMEYER FRANKFURT A. M.

Guter Schnitt

Wie lässt sich auf wenig Raum gut wohnen? Diese Frage beschäftigte 1929 den Internationalen Kongress für neues Bauen in Frankfurt am Main. Wohnungsmangel zählte nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zu den größten Problemen in deutschen Städten. Ideen für Wohnungsbau und Einrichtung bei wenig Geld und Raum waren gefragt. Die den Kongress begleitende Werkbund-Ausstellung, für die dieses Plakat warb, zeigte Grundrisse von Kleinstwohnungen und Modelle von Siedlungen aus verschiedenen Ländern. Sie wanderte nach Frankfurt noch durch weitere europäische Städte.




Auch wenn es oft noch kein eigenes Kinderzimmer gab: Bürgerliche Kinder im 19. Jahrhundert hatten deutlich mehr Platz und Freiheit als in den Jahrhunderten davor. Durch die Verstädterung entwickelte sich das Bürgertum mit neuen Wohn- und Familienkonzepten. Arbeit und Wohnen wurden getrennt, Privaträume für die Kernfamilie setzten sich ebenso durch wie die Idee, dass Kinder Zeit und Platz zum Spielen brauchen. Das bürgerliche Ideal schlug sich in der Aufgabenverteilung im Haus nieder und lässt sich bis heute in vielen Grundrissen finden.

Platz zum Spielen



Wohnen und arbeiten auf Zeit?



Rund 14 Millionen Migrant:innen zogen in den 1950er und 1960er Jahren aus Ländern wie der Türkei, Griechenland und Spanien im Rahmen von Anwerbeabkommen in die Bundesrepublik. Die „Gastarbeiter“ genannten Menschen wurden einem Betrieb zugewiesen und zogen oft in schon bestehende Siedlungen wie die auf dem Foto: die älteste Arbeiter:innensiedlung des Ruhrgebiets in Oberhausen. Ihr Aufenthalt war zunächst zeitlich begrenzt, trotz großer rechtlicher und gesellschaftlicher Hürden blieb aber ein Teil der Migrant:innen und so veränderten sich Bevölkerungsstrukturen und Wohnviertel.

Acht leer stehende und heruntergekommene Häuser wurden 1981 in der Hamburger Hafenstraße und Bernhard-Nocht-Straße von Punks, Studierenden, Obdachlosen und anderen besetzt. Die Hausbesetzer:innen protestierten gegen den Mangel an bezahlbarem Wohnraum, den geplanten Abriss der Häuser und gegen eine „spießige“ Lebensweise. Nach zahlreichen, teils gewaltvollen Auseinandersetzungen zwischen der Polizei und den Hausbesetzer:innen schlossen Stadt und Bewohner:innen 1987 einen Pachtvertrag. 1995 wurden die Häuser letztendlich an die Bewohner:innen verkauft.



Gegen Spießigkeit und Abriss

Weggespült



Foto: Jochen Eckel / Süddeutsche Zeitung Photo

Was an die Ahrtal-Katastrophe von 2021 denken lässt, ist ein Bild aus dem Jahr 1997. Nach extremen Niederschlägen rollte damals eine Flutwelle von Tschechien und Polen aus die Oder hinab nach Brandenburg. Zehntausende Helfer:innen waren im Einsatz, um die Wassermassen aufzuhalten, durchweichte Deiche zu sichern. Ganze Dörfer und Siedlungen wurden evakuiert. In Deutschland mussten bis zu 8.000 Menschen ihre Häuser vorübergehend verlassen. In Polen waren es noch weitaus mehr. Durch Eindeichungen, Begradigungen und Versiegelungen steht den großen deutschen Flüssen heute nur noch ein Drittel der einstigen natürlichen Überschwemmungsflächen zur Verfügung. Forderungen nach Gewässer- und Hochwasserschutz werden angesichts des Klimawandels lauter.



Auf Grundlage einer kompakten Eisenbahnküche entwickelte die Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky in den 1920ern die erste Idee einer frei kombinierbaren Küche. Das effizienzorientierte Küchenkonzept wird später auch als „Frankfurter Küche“ bekannt. In der Konsumgesellschaft der 1950er Jahre wird die Einbauküche dann zum Ideal. So fortschrittlich die neue Küche mit Blick auf ihre Herstellung und Funktionalität auch war: Die gesellschaftliche Entwicklung blieb dahinter zurück. Noch 1959 wird die Küche als das „Reich der Frau“ (auch der berufstätigen) beworben. Die Abbildung zeigt eine für die 1950er Jahre typische Werbedarstellung von Einbauküchen und ihren Vorzügen.



„Reich der Frau“

Das Ende des Mittelalters um 1500 bedeutete zunächst nur wenig Veränderung im Alltag von Bauern und Bäuerinnen. Der Großteil der Bevölkerung verrichtete weiter harte körperliche Arbeit und konnte sich nicht in Privaträume zurückziehen. Die Familien lebten mit Knechten und Mägden auf dem Hof und oft schliefen, kochten, aßen und arbeiteten alle gemeinsam in einem Raum. Der Holzschnitt von 1518 zeigt eine Hausschlachtung, die bis in das 20. Jahrhundert weit verbreitet war, dann aber draußen oder in separaten Räumen ausgeführt wurde.



Zu Hause schlachten

Ein Dach für den Übergang

Die niedersächsische Gemeinde Friedland wäre heute größer als Berlin, wären alle Menschen dageblieben, die seit 1945 in dem Grenzdurchgangslager registriert worden sind. Ehemalige Ställe, Baracken und Nissenhütten aus Wellblech wurden in Folge des Zweiten Weltkriegs zur vorübergehenden Bleibe für Geflüchtete, Vertriebene, Displaced Persons und ehemalige Kriegsgefangene (wie auf dem Foto von 1955). Manche blieben einen Tag, andere Monate. Ab den 1950er Jahren kamen neben Spätaussiedler:innen Menschen aus unterschiedlichsten Ländern, z. B. aus Ungarn, Chile oder Vietnam. Heute ist Friedland ein Erstaufnahmelager für Asylsuchende und Geflüchtete.



Mehr als ein Dach über dem Kopf?

Wohnen – ein existenzielles Bedürfnis im Wandel der Zeit. Monika Grubbauer hat sich für uns auf Spurensuche begeben

Wohnen ist seit Anbeginn ein Bestandteil menschlicher Gesellschaft und von zentraler Bedeutung für sozialen Austausch, Erziehung und Pflege im Familien- und Freundeskreis. Wie Wohnraum ausgestattet und an die Infrastruktur angebunden ist, beeinflusst, wie Menschen grundlegenden Bedürfnissen nach Nahrung, Schlaf, Hygiene und Erholung nachgehen. Dabei werden individuell und kulturell unterschiedliche Vorstellungen von Privatheit und Intimität verwirklicht. Die Gestaltung des Wohnraums oder des Wohnhauses kann auch dazu dienen, die eigene Identität und den eigenen sozialen Status gegenüber Außenstehenden darzustellen. Wohnen dient also als Schlüssel zum Verständnis gesellschaftlicher Beziehungen.

Wer für die Versorgung mit Wohnraum Verantwortung trägt und welche Wohnformen als erstrebenswert gelten, wurde je nach historischer Epoche und Kultur unterschiedlich gesehen. In moderner Zeit wurde das Wohnen verstärkt zu einem Aufgabenbereich staatlicher Verantwortung und Planung. Im 20. Jahrhundert wurde der Wohnungsbau staatlich gefördert, und mit wohnungspolitischen Maßnahmen verbanden sich gestalterische, soziale und ökonomische Absichten. Übergeordnetes Ziel war es, bezahlbaren und angemessenen Wohnraum für möglichst alle sozialen Schichten bereitzustellen.

Heute steht die Wohnungsfrage wieder im Zentrum von intensiven Diskussionen: Angesichts stark steigender Preise und Mieten können sich viele Menschen das Wohnen in den deutschen und europäischen Großstädten nicht mehr leisten. Zudem stellen sich viele der Ideen der Vergangenheit, die in die Planung und den Bau von Wohnraum

eingeflossen sind, aus heutiger Sicht als nicht mehr zeitgemäß und wenig nachhaltig dar. Akteure aus Politik, Verwaltung und Planung beschäftigen sich intensiv mit der Suche nach neuen Ideen für das Wohnen der Zukunft und werfen dabei auch zunehmend einen Blick in die Geschichte des Wohnens.

Von einfachen Behausungen zu adeligen Prachtbauten

Blickt man auf die Geschichte des Wohnens, so sticht zuallererst die existenzielle Bedeutung des Themas ins Auge. Die Wohnung oder das Haus als bauliche Hülle bieten Schutz und erfüllen grundlegende menschliche Bedürfnisse. Der Weg zur Sesshaftigkeit des Menschen und zur Errichtung von dauerhaften Behausungen war jedoch lang. Erst vor ungefähr 12.000 Jahren entstanden permanente Siedlungen. Die ersten Behausungen von Menschen waren aus Holz und anderen vergänglichen Materialien gebaut und sind heute nicht mehr erhalten. Die ersten Städte mit Häusern aus Lehm und Stein entstanden etwa 7.500 v. Chr. im heutigen Nahen Osten und hatten etwa 2000 bis 8000 Einwohner:innen. Archäologische Funde zeigen, dass Feuerstellen und bauliche Elemente für die Lagerung von Wasser und Verarbeitung

von Nahrungsmitteln von Anfang an wichtige Bestandteile der Häuser waren. Gleichzeitig blieben viele haushaltsbezogene Tätigkeiten und die Körperhygiene historisch über lange Zeit aus der Wohnung ausgelagert. In der mittelalterlichen Stadt gab es beispielsweise gemeinschaftliche Badehäuser und öffentliche Waschplätze. Erst mit der Errichtung moderner Infrastrukturen ab dem späten 19. Jahrhundert



Bild: akg-images

Eine mittelalterliche Badestube um 1450. Gebadet wurde vor allem am Samstag oder vor hohen Feiertagen.

wurden Toiletten und Bäder zum regulären Bestandteil der Ausstattung von Wohnungen.

Die Geschichte des Wohnens ist jedoch nicht nur die Geschichte seines physischen Gehäuses, seiner Einrichtung und Planung. Parallel zur baulichen Gestaltung entwickelte sich die soziale Funktion des Wohnens. Je nach Status und finanziellen Möglichkeiten unterschied sich für verschiedene soziale Gruppen auch die Wohnpraxis deutlich. Das adelige Wohnen in Europa zeichnete sich durch großzügige und repräsentative Wohnräume aus und diente dem Ausdruck von Standeszugehörigkeit, Reichtum und Bildung. Das Wohnen eines Großteils der Bevölkerung war demgegenüber lange durch die Integration unterschiedlicher Funktionen auf engstem Raum gekennzeichnet: Das Haus diente neben den Alltagsbedarfen der Familie auch als Werkstatt für Handwerksbetriebe oder als Lager für Händler. Viele bäuerliche Wohnhäuser waren durch die landwirtschaftliche Tätigkeit bestimmt. Wirtschaftsräume, Ställe und Speicher bildeten mit den Wohnräumen eine Einheit. In allen Gesellschaftsschichten war es üblich, dass zum Haushalt nicht nur Familienmitglieder mehrerer Generationen, sondern auch weitere Personen wie Leibeigene, Bedienstete oder Untermieter:innen gehörten. Räume wurden meist für verschiedene Zwecke genutzt und Rückzugsorte für einzelne Familienmitglieder gab es kaum. Die heute weit verbreitete Form des Wohnens in der Kleinfamilie als soziale Einheit entwickelte sich erst im 19. Jahrhundert mit dem Aufstieg des städtischen Bürgertums.

Das Aufkommen der Wohnungsfrage im 19. Jahrhundert

Mit der Industrialisierung und dem Stadtwachstum des 19. Jahrhunderts veränderten sich die Wohnverhältnisse in Europa dramatisch. Der Zuzug der Landbevölkerung in die Städte ließ die Bevölkerungszahlen rasch ansteigen. Die neu entstehende Arbeiter:innenklasse war auf günstigen Wohnraum in räumlicher Nähe zu den Fabriken angewiesen. Dies führte zur Überfüllung der Altstadtquartiere, und ganze Stadtviertel entstanden neu, indem private Unternehmen und Einzelpersonen als Bauherren und Vermieter tätig wurden. Kennzeichnend für das späte 19. Jahrhundert ist das mehrgeschossige Mietshaus, wie wir es heute in den Quartieren aus dieser Zeit vorfinden. Es gab nur wenige baupolizeiliche Vorschriften, die die damalige Bautätigkeit regulierten. Dies führte zu prekären und unhygienischen Wohnverhältnissen für weite Teile der Arbeiter:innenschaft. Die Wohnungen hatten meist nur ein beheizbares Zimmer



Foto: akg-images / historic-maps

Ein überfülltes Hamburger Altstadtquartier: das Gängeviertel 1894. 73 Prozent der Haushalte wurden von Arbeiter:innen bewohnt.

und waren oft überbelegt. Es fehlte an sanitärer Ausstattung und die Höfe waren eng und schlecht belichtet.

Mit dem Aufkommen der Arbeiterbewegungen und der Gründung sozialistischer Parteien wurden die politischen Forderungen nach besseren Wohnbedingungen für die Arbeiterklasse im späten 19. Jahrhundert immer lauter. Auch die wissenschaftliche und journalistische Auseinandersetzung mit dem Thema nahm zu. Berühmt wurde das 1845 erschienene Werk „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ von Friedrich Engels,



Die Küche eines Bauernhauses: Tiere und Menschen lebten unter einem Dach.

Die Siedlung Margarethenhöhe in Essen wurde zwischen 1909 und 1938 gebaut. Gestiftet wurde die Gartenstadt und Arbeitersiedlung 1906 von Margarethe Krupp, der treuhänderischen Konzernleiterin der Friedrich Krupp AG. 849 Gebäude mit 1.685 Wohnungen und Platz für 5.250 Menschen, die nicht notwendigerweise bei Krupp arbeiten mussten.

Bild: akg-images



das die schlechten Wohnverhältnisse der englischen Arbeiter:innenschaft anschaulich beschrieb. Damit wurde die Wohnungsfrage das erste Mal gestellt und prägte auch die Debatten in Deutschland entscheidend, da die Wohnbedingungen sich ähnlich prekär entwickelten. Die Angst bürgerlicher Schichten vor sozialen Unruhen und der Ausbreitung von Krankheiten trug dazu bei, dass den politischen Forderungen von Engels und anderen schließlich Rechnung getragen wurde.

Ende des 19. Jahrhunderts kam es in Deutschland zu ersten wohnungspolitischen Steuerungs- und Lenkungsversuchen. Die Selbstverwaltung der Kommunen wurde gestärkt, so dass diese mehr Verantwortung übernehmen konnten. Neubauten in deutschen Städten wurden nun mit Wasseranschluss, Kanalisation und Gasversorgung geplant. Es gab auch Formen der Selbstorganisation und der Wohltätigkeit in der Wohnungsversorgung. So versuchten Baugenossenschaften durch Selbsthilfe günstigen Wohnraum für ihre Mitglieder zu schaffen und vermögende Privatpersonen und Unternehmer stellten Wohnheime für Bedürftige, Alleinstehende oder die eigene Arbeiter:innenschaft zur Verfügung. Es gab auch Ideen für weitergehende Wohn- und Lebensreformen, die das Wohnen jenseits der Großstadt und im Einklang mit der Natur propagierten.

Foto: ulstein bild / Herbert Hoffmann

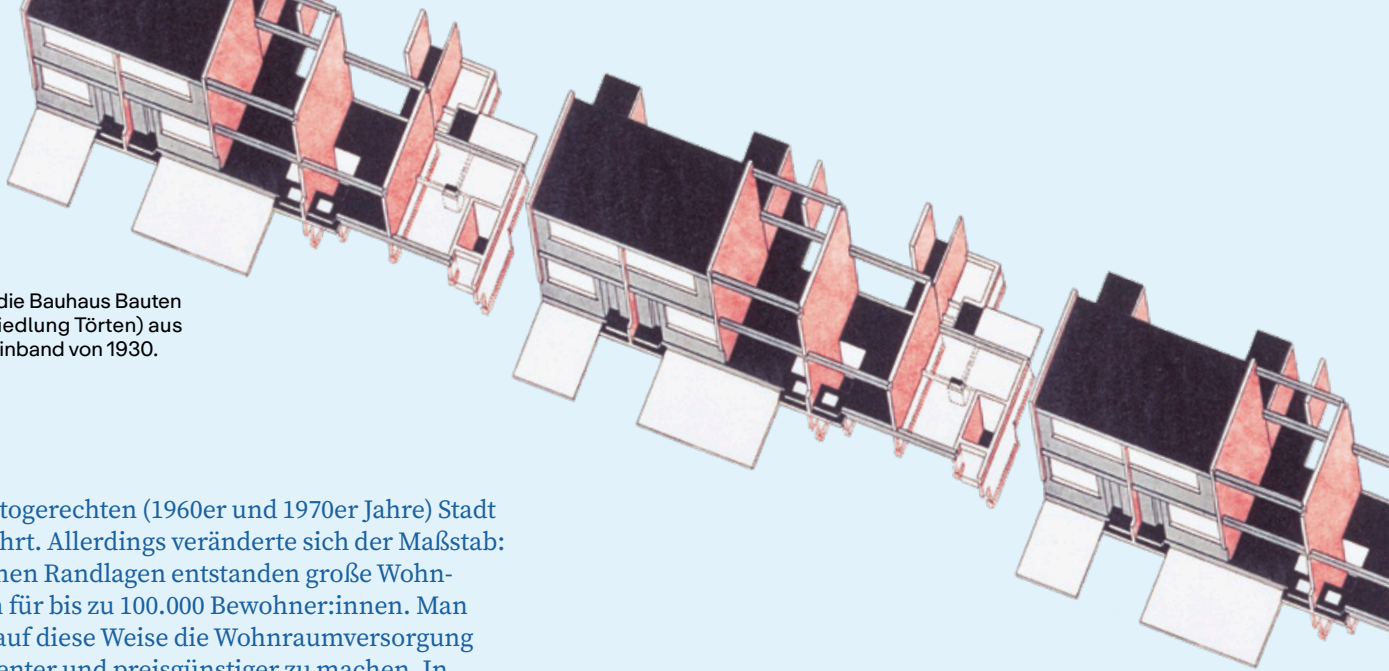


Betten für Ledige: Im Männerheim fanden zum Beispiel Arbeiter, die in die Städte strömten, ein günstiges Dach über dem Kopf.

Modernes Wohnen im 20. Jahrhundert

Nach dem 1. Weltkrieg wollte man bessere Wohnbedingungen für alle Gesellschaftsschichten schaffen. In der Weimarer Republik wurden ab den 1920er Jahren Modelle des sozialen Wohnungsbaus eingeführt und erstmals übernahmen hierbei die Kommunen mit eigenen Wohnungsbaugesellschaften die Verantwortung. Architekt:innen und Planer:innen versuchten durch Massenfertigung den Wohnungsbau zu rationalisieren und die günstige Herstellung einer möglichst großen Zahl an Wohnungen zu ermöglichen, um der massiven Wohnungsnot zu begegnen. Beim Bau der Siedlungen des Neuen Frankfurt wurde erstmals mit Fertigteilen für den Rohbau experimentiert, und auch am Bauhaus in Dessau wurden neue Baustoffe und Techniken erprobt. Mit dem modernen Wohnen, wie es sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts herausbildete, wurde die Arbeit aus der Wohnung zunehmend ausgelagert und die Räume wurden je nach Funktion eindeutig zugeordnet. Das heißt Schlaf-, Wohn-, Koch- und Essbereiche wurden getrennt. Die Wohnung für die Kleinfamilie mit Mutter, Vater und Kindern als soziale Einheit wurde nun zur Norm. Das ging einher mit einer klaren Rollenverteilung in Bezug auf Hausarbeit und Kindererziehung, die den Frauen zugeordnet wurden. Im sozialen Wohnungsbau experimentierte man aber auch mit Gemeinschaftsräumen und integrierte neue Technologien, die die Hausarbeit vereinfachen sollten. Die Frankfurter Küche war die erste Einbauküche, die zwischen 1926 und 1930 in Serienproduktion angefertigt wurde.

Nach dem 2. Weltkrieg war aufgrund der Kriegszerstörungen die Wohnungsnot in vielen deutschen Städten sehr groß. Der vorhandene Wohnraum musste geteilt werden und viele Menschen mussten in Behelfsunterkünften wohnen. Im Zuge des Wiederaufbaus und in den Nachkriegsjahrzehnten wurden die gestalterischen Ideen der Zwischenkriegszeit unter den Leitbildern der aufgelockerten (im Wiederaufbau der 1950er Jahre)



Entwürfe für die Bauhaus Bauten in Dessau (Siedlung Törten) aus einem Bucheinband von 1930.

und der autogerechten (1960er und 1970er Jahre) Stadt weitergeführt. Allerdings veränderte sich der Maßstab: In städtischen Randlagen entstanden große Wohnsiedlungen für bis zu 100.000 Bewohner:innen. Man versuchte auf diese Weise die Wohnraumversorgung noch effizienter und preisgünstiger zu machen. In Westdeutschland waren die Großwohnsiedlungen Sozialwohnungen mit langjährigen Bindungen. In Ostdeutschland war dies staatlicher Wohnungsbestand und der Staat investierte in die Entwicklung der Plattenbauweise. In beiden Fällen ging die Wohnraumproduktion jedoch vielfach zu Lasten der Infrastruktur und des Wohnumfeldes. Die Anbindung fehlte und viele dieser Siedlungen wurden zu Orten sozialer Exklusion, in ostdeutschen Städten verschärfte sich dies nach der Wiedervereinigung.

In Westdeutschland war die Nachkriegszeit auch durch fortschreitende Zersiedlung und die Ausbreitung der Gebiete ins städtische Umland und in die ländlichen Regionen gekennzeichnet, in denen das Einfamilienhaus als Wohnform vorherrschte. Dies wurde lange auch politisch gefördert, und bis heute wird jährlich neues Bauland für Einfamilienhaussiedlungen bereitgestellt, auch wenn mittlerweile deutlich geworden ist, dass diese Siedlungsform ökologisch nicht nachhaltig ist. Gleichzeitig bietet das Leben auf dem Land auch viele Vorteile, was sich auch im Kontext der Corona-Pandemie deutlich zeigte.

Die Zukunft des Wohnens

Vorstellungen über das ideale Wohnen unterliegen immer einem historischen Wandel. Neu ist aber, dass die vermeintlich zukunftsorientierten planerischen Lösungen der Vergangenheit die Probleme der Gegenwart ganz entscheidend mit verursacht haben. Anders gesagt: Die Lösungen der Vergangenheit stellen heute vielfach Barrieren für die Gegenwart dar. Denkt man an die autogerechte Stadt, an großmaßstäbliche Funktionstrennung, an ländliche Einfamilienhaussiedlungen ohne soziale Infrastruktur oder auch an Beton als Baustoff des 20. Jahrhunderts, so scheinen Ideen, die vor 50 Jahren noch Gültigkeit hatten, heute vollkommen veraltet. Das städtebauliche Leitbild der Gegenwart ist die Stadt der kurzen Wege, mit guter Infrastruktur und innovativen Mobilitätsangeboten.

Im Hinblick auf die Zukunft des Wohnens gibt es eine aktive Auseinandersetzung um historische Lösungen als Vorbilder für aktuelles Bauen und Wohnen. Architekt:innen und Planer:innen lassen sich bei der Suche nach nachhaltigen und zukunftsorientierten

Gestaltungslösungen von historischen Wohnformen, Baumaterialien und Technologien inspirieren. Es wird mit flexiblen Wohnungsgrundrissen experimentiert, es werden Formen des gemeinschaftlichen Wohnens jenseits der Kleinfamilie erprobt und es werden neue Wege gesucht, um Arbeit und Wohnen zu verbinden. Für diese Experimente bietet die Geschichte des Wohnens viele spannende Ansatzpunkte. ↩

Monika Grubbauer ist Professorin für Geschichte und Theorie der Stadt an der Hafen-City Universität Hamburg.



Foto: bpk / Anno Wilms

Berlin-Gropiusstadt im Bezirk Neukölln. Die Großwohnsiedlung entstand von 1962 bis 1975.

Deutschlands Wohnungsmisere:

Ob Polizistin oder Erzieher, Student, Praktikantin oder FSJ-ler – wer wenig oder durchschnittlich verdient, hat es derzeit schwer, eine bezahlbare Wohnung oder wenigstens ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft zu finden. Das gilt nicht nur für Deutschlands angesagte Metropolen wie Berlin oder München. Kleinere Städte sind längst auch dran: Nicht nur an den Rändern der Großstädte, sondern sogar in vielen ländlichen Regionen, an denen der Immobilienboom bislang vorbeigegangen ist, steigen die Mieten und kosten Häuser und Eigentumswohnungen immer mehr. Das Fehlen von bezahlbarem Wohnraum ist in Deutschland längst zur sozialen Frage schlechthin geworden. Gerade jungen Menschen, die das Elternhaus für eine Ausbildung oder fürs Studium verlassen, erschwert dies den Start in die Selbstständigkeit, wenn sie nicht gleich gezwungenermaßen erstmal zu Hause wohnen bleiben.

Die Folgen für die Gesellschaft sind fatal: Steigende Wohnkosten werden zum Armutsrisiko. Sie verstärken die Ungleichheit im Land und die Kluft zwischen denen, die Wohneigentum haben, sich leisten können, weil sie erben oder zu den Topverdienern im Land gehören, und denjenigen, die lebenslang zur Miete wohnen. Als Gesellschaft aus dieser Misere herauszukommen, ist jedoch schwierig und kostspielig. Und es wird lange dauern, bis Fortschritte wirklich erkennbar sind.

Der Auftrag für die neue Bundesbauministerin Klara Geywitz, endlich mehr bezahlbaren Wohnraum zu schaffen, ist deshalb quasi eine „mission impossible“.

Die SPD-Politikerin soll dafür sorgen, dass 400.000 neue Wohnungen pro Jahr entstehen, 100.000 davon sollen Sozialwohnungen sein. Dafür hat sie zwar viele Milliarden zur Verfügung. Widrige Umstände behindern

jedoch ihre Mission: Am Bau fehlen so viele Fachkräfte wie noch nie, weil in der Branche zu wenig ausgebildet und zu schlecht bezahlt wird. Außerdem bräuchte das Land eigentlich mehr als 400.000 neue Wohnungen pro Jahr, weil hunderttausende Flüchtlinge aus der Ukraine



Ein Kommentar von Thomas Öchsner

auch irgendwo schlafen müssen. Die Bundesregierung und ihr „Bündnis bezahlbarer Wohnraum“ hätten deshalb schon viel erreicht, wenn mehr als die 300.000 Wohnungen geschaffen

würden, die im vergangenen Jahr fertiggestellt wurden.

Das größte Problem der Bundesregierung ist allerdings ein altes: Es fehlen vor allem in den Städten bezahlbare Grundstücke zum Bauen. Notwendig ist deshalb ein Mix verschiedener Maßnahmen. Die Kommunen könnten verstärkt, wie in vielen Städten bereits üblich, Wohngenossenschaften unterstützen und die Vergabe von Bauland an private Investoren daran knüpfen, dass diese zumindest teilweise günstigen Wohnraum zur Verfügung stellen. Die Bundesregierung sollte etwas dagegen tun, dass Eigentümer:innen leistungslos reich werden, indem sie Bauland – in der Hoffnung auf weiter rasant steigende Bodenpreise – brach liegen lassen. Mit einer Steuer auf so erzielte Gewinne ließen sich solche Spekulationen eindämmen. Man könnte denjenigen, die bauen, nicht mehr mit deutscher Regelungswut alles bis ins letzte Detail vorschreiben, auch das macht Bauen immer teurer. Zusätzlich wird man nicht darum herumkommen, in Städten, in denen der Boden ein so begrenztes Gut ist, klug nachzuverdichten. Warum sollten zum Beispiel auf Einkaufszentren keine Wohnungen entstehen?

Man sollte sich aber über eines im Klaren sein: Angefangen hat die Wohnungsmisere mit der Flucht in die Städte. Die Politik muss deshalb generell ländliche Regionen stärker fördern, zum Beispiel durch einen besseren öffentlichen Nahverkehr, die Ansiedlung von öffentlichen Einrichtungen und schnelleres Internet. In der sterbenden Provinz, wo das Wohnen noch günstig sein kann, fehlen Arbeitsplätze und ein attraktives Umfeld zum Leben. Solange sich das nicht ändert, wird weiter nur an Symptomen herumgedoktert. ↲

Thomas Öchsner arbeitet als freier Autor für die Süddeutsche Zeitung und ist verantwortlich für das SZ-Magazin GELD.

„Aus dieser Misere herauszukommen, ist jedoch schwierig und kostspielig. Und es wird lange dauern, bis Fortschritte wirklich erkennbar sind.“

die neue soziale Frage

„Wohnen bedeutet für mich...“

Wir haben mit vier Persönlichkeiten gesprochen, die sich auf unterschiedliche Weise mit dem Thema Wohnen beschäftigen



Klara Geywitz (SPD) ist seit Dezember 2021 Bundesministerin für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen.

Klara Geywitz

Was sind die drängendsten Fragen rund um das Wohnen?

Viele Familien, aber auch Studierende und Azubis finden derzeit nur schwer eine Wohnung, die sie sich leisten können. Deshalb brauchen wir dringend mehr bezahlbaren Wohnraum. Weil wir dabei nicht einfach drauflosbauen können, ohne an die Generationen nach uns zu denken, müssen neue Wohnungen klimafreundlich gestaltet werden – zum Beispiel durch nachhaltige Baustoffe oder energiesparende Heizungen. Und nicht zuletzt brauchen wir mehr barrierearme Wohnungen für die wachsende Zahl älterer Menschen.

Wie beeinflusst die Politik das Wohnen?

Als Bundesbauministerin stelle ich viel Geld bereit, aber dadurch allein entstehen noch keine neuen Wohnungen. Hierfür braucht es beispielsweise auch die Bundesländer, die Wohnungsbau mitfordern, die Städte, die das Bauland ausweisen, sowie die Unternehmen, die die Häuser bauen – und die wiederum brauchen mehr Fachkräfte. Deshalb habe ich das „Bündnis bezahlbarer Wohnraum“ gegründet, damit alle Beteiligten an einem Strang ziehen können.

Was bedeutet Wohnen für Sie?

Ich lebe in einem sehr alten Haus, mit meinem Partner und drei Kindern. Da ist Wohnen mal chaotisch, mal laut, aber immer Familie und ein Dach über dem Kopf. Alle Menschen in unserer Gesellschaft sollten die Chance auf so ein sicheres Zuhause haben. Daher liegt mir die Bekämpfung der Obdachlosigkeit sehr am Herzen.

Regine Leibinger

Warum sind Sie Architektin geworden?

Ich glaube, ich war schon immer kreativ. Auch als Kind und Jugendliche habe ich viel gebastelt, getöpfert, etwas mit meinen Händen gemacht. Und ich arbeite gerne im Austausch mit anderen Menschen. Das inspiriert mich. Als dann der Mann meiner Französischlehrerin, der selbst Architekt ist, mir zu dem Studium geraten hat, war ich sofort sicher, dass es das Richtige für mich ist. Und es hat gestimmt: Ich liebe den Beruf noch immer!

Was war Ihr spannendstes Wohnungsbauprojekt und warum?

Wir haben in Berlin ein Wohnhaus in einen Hinterhof gebaut, in dem nur sehr wenig Platz war. Aber wir haben es geschafft, dass der Neubau niemandem Licht wegnimmt oder den Blick versperrt. Er läuft nach oben spitz zu wie eine Pyramide.

Was bedeutet Wohnen für Sie?

Wohnen ist wirklich lebenswichtig, es bedeutet für mich Rückzug, Geborgenheit und Sicherheit, aber auch Gemeinschaft mit anderen. Entsprechend schlimm ist es für Menschen, wenn sie aus welchen Gründen auch immer keine guten Bedingungen zum Wohnen haben.



Regine Leibinger gründete 1993 ihr eigenes Architekturbüro. Sie wurde mehrfach für ihre Bauten ausgezeichnet und lehrte an verschiedenen Universitäten.



Dominik Bloh lebte immer wieder auf der Straße. Er schrieb über die Zeit ein Buch und engagiert sich in der Obdachlosenhilfe.

Dominik Bloh

Was ist „GoBanyo“ und wieso ist Ihnen dieser Verein so wichtig?

GoBanyo heißt übersetzt mobiles Badezimmer. Wir haben in einen Linienbus drei vollausgestattete Badezimmer eingebaut. Der Duschbus für Obdachlose fährt seit 2019 durch Hamburg. 15.000-mal sind die Duschen seitdem angegangen. Für mich gab es auf der Straße nichts Wichtigeres, als mich waschen zu können. Ich war so lange dreckig, bis ich dachte, ich wäre Dreck. Waschen ist Würde.

Was waren die wichtigsten Rückzugsplätze während Ihrer Obdachlosigkeit?

Der wichtigste Rückzugsort auf der Straße war für mich die Kapuze. Das war mein Dach über dem Kopf mit zwei Wänden um mich herum und einem Fenster zur Welt. Häufig waren die öffentlichen Verkehrsmittel der einzige warme Ort, den ich gefunden habe. Ein wichtiger Rückzugsort für mich waren Straßenlaternen. Das Licht gab mir Wärme und Geborgenheit, wo eigentlich keine war. Ich saß so lange unter den Laternen und habe geschrieben, bis meine Hände gezittert haben.

Was bedeutet Wohnen für Sie?

Wohnen muss Menschen- und Grundrecht werden. Wir brauchen einen Platz in unserem Leben. Ich bin seit sechs Jahren in einer eigenen Wohnung. Der größte Luxus für mich ist, in Boxershorts zu schlafen und in ein Badezimmer gehen zu können. Ich bin dafür so dankbar. Dennoch bin ich noch nicht angekommen. Das braucht noch Zeit. Ich habe bis heute kein Zuhause. Die Straße ist im Kopf.

Tine Wittler moderierte von 2003 – 2013 die Sendung „Einsatz in 4 Wänden“. Heute lebt sie als freiberufliche Künstlerin, Kreativcoach und Autorin in einem alten Fachwerkhaus im Wendland.



Tine Wittler

Was wünschen sich die meisten Menschen für ihre Wohnung oder ihr Haus?

Zum einen geht es um die rein praktischen Eigenschaften im klassischen Sinne des „Daches über dem Kopf“: den Schutz vor Kälte und Witterungseinflüssen sowie die Gewissheit, einen Rückzugsort zu haben, der uns eine gewisse Sicherheit und Privatsphäre ermöglicht. Wenn diese grundlegenden Bedürfnisse erfüllt sind, wünschen sich viele von uns darüber hinaus auch eine Gestaltung des Wohnbereichs, die eine gewisse Form der Selbstverwirklichung ermöglicht, unseren Geschmack widerspiegelt oder einen bestimmten Lebensstil ausdrückt.

Welcher ist der wichtigste Raum in einer Wohnung und warum?

Das ist höchst individuell: Für manche ist es das Schlafzimmer, um Ruhe vor dem Rest der Welt zu haben. Für andere ist es die Küche, in der mit der Familie die Mahlzeiten eingenommen werden, oder das Wohnzimmer, in dem auch Gäste sich wohlfühlen sollen. Je bewusster mir ist, welche Funktionen ein Raum erfüllen soll, desto leichter wird es mir fallen, ihn entsprechend zu gestalten.

Was bedeutet Wohnen für Sie?

Mich geborgen und sicher zu fühlen sowie einen Ort zu haben, nach dem ich mich auch dann sehne, wenn ich gerade ganz woanders bin. ↩

Eine Stadt im Rhythmus der Industrie

In ihren Werken thematisiert die Autorin und Filmemacherin Grit Lemke ihre Kindheit und Jugend in der ostdeutschen Stadt Hoyerswerda. Die Stadt in der Lausitz wurde in der DDR in den 1950er Jahren errichtet, um Wohnraum für Arbeitskräfte im nahegelegenen Braunkohlewerk Schwarze Pumpe zu schaffen. Im Interview mit Lena Langensiepen erzählt sie über das Leben im Kollektiv und die Folgen des Mauerfalls für die Menschen in ihrem Heimatort



Aufwachsen in Gemeinschaft.

Frau Lemke, wie war es, als Kind in Hoyerswerda aufzuwachsen? Was war das Besondere?

Es war ein Aufwachsen in einem großen Kollektiv, in einer großen Gemeinschaft. Man war selten allein und die Kleinfamilie – Vater, Mutter, Kind – hat nicht so eine Rolle gespielt wie heute. Tagsüber war man in der Kinderkrippe, dann im Kindergarten, später in der Schule und nachmittags in Sport- oder Musikgruppen oder man hat mit anderen Kindern draußen gespielt. Bei mir im Hochhaus hat meine halbe Klasse gewohnt und alle waren ungefähr im gleichen Alter. Hoyerswerda war die kinderreichste Stadt der DDR, man kam gar nicht hinterher mit dem Bauen neuer Schulen. Ich kannte die Geschwister der anderen Kinder, deren Tanten und Onkels, und wenn jemand aus der Klasse zu seiner Oma gefahren ist, dann bin ich auch mal mitgefahren. Die Erwachsenen waren

auch sehr eng verbunden mit ihren Arbeitskolleg:innen, sie haben zusammen gefeiert und sind gemeinsam in den Urlaub gefahren.

Wie kam es, dass die Menschen in Hoyerswerda so viel Wert auf die Gemeinschaft legten?

Hoyerswerda war ursprünglich ein kleines landwirtschaftlich geprägtes Städtchen. Nach dem Krieg wurde beschlossen, die Braunkohlevorkommen, die es in der Lausitz gab, in großem Stil zu nutzen, um die Industrie

in der DDR auszubauen. Also begann man 1955, mitten in der Lausitzer Heide Braunkohle abzubauen, die dann im Werk Schwarze Pumpe veredelt wurde. Dafür wurden sehr viele neue Arbeitskräfte gebraucht und es entstand eine komplett neue Stadt in Hoyerswerda. Damit es möglichst schnell ging, wurden die Häuser durch Montagebauweise gebaut, also indem man fertige Platten aufeinander setzte. So entstanden zehn Wohnkomplexe.

Als Kind war dieses Aufwachsen auf einer Baustelle, als die Stadt noch nicht fertig war, wie auf einem großen Abenteuerspielplatz. Überall waren Sandberge, darauf haben wir gespielt oder sind gerodelt im Winter. Es gab



Die Autorin Grit Lemke.

wenig Verkehr, denn die Stadt war so gebaut, dass der Verkehr um die Wohnviertel, das hieß bei uns Wohnkomplex (WK), drumherum geleitet wurde. Und es war so geregelt, dass die Schule oder auch die Kaufhalle nie mehr als 400 Meter von jedem Hauseingang entfernt liegen durfte. Daher konnten wir Kinder uns sehr frei bewegen, niemand musste uns zur Schule bringen oder abholen.

Wie viele Menschen lebten in dieser neu gebauten Stadt?

Allein in dem Industrierwerk arbeiteten zwischenzeitlich 14.000 Menschen, dazu kamen noch diejenigen, die die Stadt versorgten, die Bäcker:innen und Lehrer:innen und Busfahrer:innen. Die ganze Stadt hat im Rhythmus dieser Industrie funktioniert. Die Erwachsenen arbeiteten im Schichtdienst, denn die Werke mussten immer laufen. Die Menschen fuhren in Schichtbussen zur Arbeit und so war eine ständige Bewegung in der Stadt. Sogar die Kinder hatten ihren Unterricht in Schichten, denn es gab nicht genug Schulen. Wenn es im Winter sehr kalt war und die Förderbänder eingefroren sind, dann herrschte Ausnahmezustand, denn die Produktion musste weitergehen, sonst hätte es keinen Strom gegeben. Am Ende des Jahres, wenn es eine Prämie für die Arbeiterschaft gab, hat man das gemerkt, dann



Kinder beim Spielen in Hoyerswerda.

sind die Leute besonders einkaufen gegangen oder haben gefeiert. Auch der Tag des Bergmanns wurde im Sommer zusammen gefeiert.

Die gleichen Häuser für alle. Waren auch die Einrichtungen der Wohnungen alle gleich?

Ja, die Wohnungen hatten haargenau denselben Grundriss. Und die Möbel standen oft genau an der gleichen Stelle. Man konnte in jede Wohnung gehen und wusste, wo der Kleiderschrank ist. Das hatte auch den Vorteil, dass die Kinderzimmer alle übereinander lagen und wir oft abends, wenn man eigentlich schlafen sollte, zum Fenster rausguckte und irgendwelchen Blödsinn gemacht haben. Die Erwachsenen saßen im Wohnzimmer und sahen fern, aber hinten auf der Kinderzimmerseite war Halligalli.

Fotos: Gert Fügert / Börres Weiffenbach

Glauben Sie, dass es für die Erwachsenen auch so schön war in Hoyerswerda?

Ich glaube, für die Erwachsenen war's nicht immer so leicht. Zum Beispiel unsere Mütter, die haben voll gearbeitet und dann noch den Haushalt gemacht. Es gab zwar auch eine gemeinschaftliche Wäscheannahmestelle, aber trotzdem hatten sie noch genug zu tun. Die Männer haben sich eher wenig am Haushalt beteiligt.

Was hat sich mit der Wende 1989/90 verändert?

Die enge Verflechtung von Arbeiten und Leben hatte uns eine Struktur gegeben. Das ist alles weggefallen. Das Industrierwerk Schwarze Pumpe ist nach dem Ende der DDR schnell geschlossen worden. Die Technologie wurde im Westen vermarktet, während die Leute hier entlassen wurden. Und damit hat dieser Rhythmus, dieser Puls, das Herz dieser Stadt von einem auf den anderen Tag aufgehört zu schlagen. Es gab auch keine Berufsschule mehr, wo junge Leute eine Ausbildung hätten machen können. Es gab eine ganze Generation von Schulabgänger:innen, die sich selbst überlassen waren. Massenhaft Leute haben die Stadt verlassen, viele Häuser wurden abgerissen. Heute wohnen von ehemals 72.000 nur noch 20.000 Menschen in der Stadt. Auch von meiner Familie ist niemand mehr in Hoyerswerda.

1991 gab es furchtbare rassistische Ausschreitungen gegen Asylbewerber:innen und ausländische Vertragsarbeiter:innen in der Stadt. Wie konnte es dazu kommen?

Ich glaube, es kamen verschiedene Faktoren zusammen. In Hoyerswerda gab es damals noch keine zivilgesellschaftlichen Institutionen, die dem vorhandenen Rassismus etwas entgegensetzen konnten. Vor allem waren es aber strukturelle Gründe – eine Stadt, in der nichts mehr funktionierte. Dieser absolute Frust und dieses Gefühl von Zukunftslosigkeit haben sich da entladen.

Wie blicken Sie heute auf Ihren Herkunftsort?

Es gibt viele soziale und kulturelle Initiativen in Hoyerswerda und es gibt auch Leute, die zurückkommen. Und das ist auch dringend nötig, man müsste noch mehr Anreize schaffen für junge Leute mit Kindern, damit sie auch in der Stadt bleiben.

Was halten Sie von dem neuen Thema des Geschichtswettbewerbs?

Ich finde das Thema superspannend. Das hat ganz viel mit Grundfragen zu tun, mit gesellschaftlicher Teilhabe zum Beispiel. Das war bei uns in Hoyerswerda das Besondere, in den Wohnblocks haben alle zusammen gewohnt, da hat der Betriebsdirektor neben der Sekretärin und die Krankenschwester neben dem Oberarzt gewohnt. Und wir sind als Kinder alle zehn Jahre zusammen zur Schule gegangen. Da hatte jedes Arbeiterkind genau die gleichen Möglichkeiten wie das Kind des Chefarztes. Und diese Chancengleichheit hat auch mit dem gemeinsamen Wohnen zu tun. **✚**

Wohnen in Deutschland: Das heißt heute für die meisten Menschen 4 Zimmer, Küche, Bad in einem Mehrfamilienhaus zur Miete. Wohnen geht aber auch anders. Kirsten Pörschke hat sich umgesehen

Anders

Im Dorf der Zukunft?

Im Wendland bauen Menschen ein neues Dorf. 100 Junge, 100 Alte, 100 Geflüchtete sollen hier zusammen wohnen und arbeiten: generationsübergreifend, interkulturell, solidarisch finanziert und ökologisch. Ist das Spinnerei oder ein Modellprojekt für das 21. Jahrhundert?

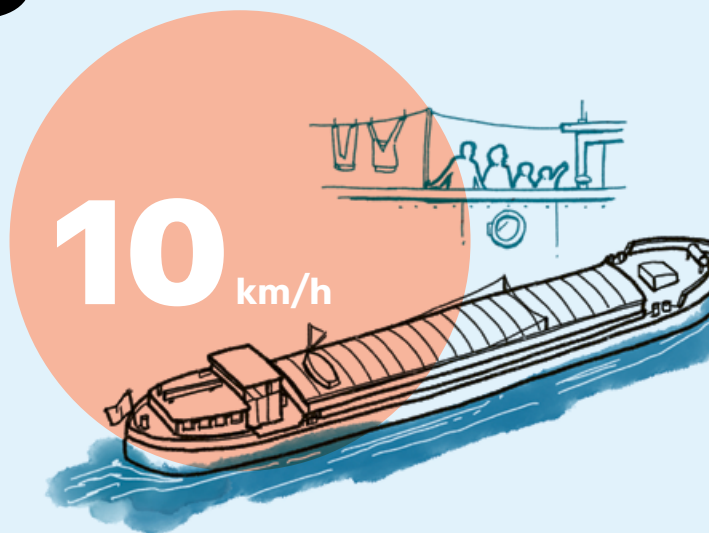
Das Dorf entsteht bei Hitzacker, einer Kleinstadt im nordöstlichen Niedersachsen. Ende 2015 hatte eine kleine Gruppe, engagiert in einer Initiative für Geflüchtete, die Vision eines interkulturellen Mehrgenerationendorfes. Gut 6 Jahre später stehen auf einem vorher leeren Acker 12 Häuser. 90 Menschen leben schon hier.

Bis heute hat die Idee des neuen Dorfes immer weitere Anhänger:innen gefunden. Sie haben eine Genossenschaft gegründet, bürokratische Hindernisse überwunden, Wände gemauert und verspachtelt, Kompromisse darüber ausgehandelt, wie sie bei aller Verschiedenheit in verbindlicher Nachbarschaft zusammenwohnen möchten.

Dass das Experiment im Wendland stattfindet, ist wohl kein Zufall. Die dünn besiedelte Region nahe der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze ist seit den Protesten gegen das Atommülllager Gorleben von einer gewissen widerständischen Kultur geprägt. Schon seit den 1980er Jahren ziehen Aussteiger:innen hierher, um alternative Lebens- und Wohnformen auszuprobieren.



100
Junge
Alte
Geflüchtete



Unterwegs

Sie haben fließend Wasser, eine Spülmaschine, Waschmaschine und einen Fernseher, wie andere auch. Aber beim Blick aus dem Fenster sehen sie heute ein Rapsfeld, morgen eine Kuhweide, übermorgen ...

Etwa 2.100 Binnenschiffe sind täglich auf Deutschlands Flüssen und Kanälen unterwegs. Sie transportieren Güter wie Sand, Kohle, Getreide, Düngemittel oder Schrott.

Mit einem herkömmlichen Arbeitsalltag hat der von Binnenschiffer:innen wenig gemeinsam. Bis zu 14 Tage dauern ihre Schichten. Selbstständige fahren ihre Ladung mitunter von 6 bis 22 Uhr von Hafen zu Hafen, wenn auch meist nicht schneller als mit 10 km/h. Essen und schlafen tun sie überwiegend dort, wo sie auch arbeiten – an Bord. Nicht wenige Binnenschiffer:innen wohnen gleich ganz auf ihren Schiffen und betreiben es als Familienunternehmen, oft seit Generationen.

Für Kinder, die in einer Familie von Binnenschiffer:innen aufwachsen, bedeutete es lange Zeit, unter der Woche in einem Schifferkinderheim zu wohnen und dort die Schule zu besuchen. Die ersten dieser Heime wurden Anfang des 20. Jahrhunderts von karitativen Einrichtungen der Kirche gegründet. Inzwischen sind viele dieser Heime wieder geschlossen oder haben sich für andere Kinder geöffnet. Denn heute bleibt meist ein Elternteil mit den Kindern an Land, sobald diese schulpflichtig werden.

Für eine symbolische Miete

88 Cent Kaltmiete zahlen die Bewohner:innen der Augsburger Fuggerei, einer der ältesten Sozialbausiedlungen Deutschlands. Wohlgermerkt: im Jahr.

Seit 500 Jahren gab es in der Fuggerei keine Mieterhöhung. 88 Cent entsprechen umgerechnet einem Rheinischen Gulden im Jahr 1521. In diesem Jahr stiftete Jakob Fugger die Siedlung. Fugger gilt als reichster Mann des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Der gläubige Kaufmann wollte den Tagelöhnern und Handwerkern seiner Stadt, die unter Armut litten, helfen – und mittels dieser Wohltat zugleich in sein eigenes Seelenheil investieren. Über die symbolische Jahresmiete hinaus, die dem Wochenlohn eines Handwerkers entsprach, sollten die Bewohner:innen täglich drei Gebete sprechen. Wer in die Siedlung mit eigener Kirche (1580 gebaut) und Krankenstation einziehen wollte, musste schon vorher in Augsburg gewohnt haben, der katholischen Kirche angehören und bedürftig sein. All das gilt bis heute, inklusive der drei Gebete.

Geändert hat sich dagegen die Struktur der Bewohner:innen. Lange wohnten in der Fuggerei vor allem Handwerkerfamilien. Verstarb der männliche Familienvorstand, mussten sich die Witwen räumlich verkleinern und eine Wohnung teilen. Ledige Frauen oder Mütter wurden bis ins 20. Jahrhundert nicht aufgenommen. Heute wohnen in den 67 ockerfarbenen Häusern rund 150 Menschen, darunter auch viele Alleinerziehende. Die Zahl der Anträge liegt aber um ein Vielfaches höher.



Im Wald

Zum Kühlen werden Butter und Käse in einem Erdloch versenkt. Ein Holzofen dient zugleich als Heizung. Das Bioklo ist selbst gebaut. Waschen geht nur, wenn vorher genug Wasser im Kanister gesammelt wurde.

Permanent im Wald zu leben, ohne den Komfort einer Wohnung: Das klingt – sobald die erste pfadfinderhafte Freude an der Natur vorbei ist – mühsam. So wundert es nicht, dass sich nur wenige Menschen aus freien Stücken und für längere Zeit für ein Leben im Wald entscheiden. Wie viele es in Deutschland sind, ist nicht bekannt. Von den zurückgezogenen Einzelgänger:innen erfährt man zudem wenig.

Anders bei dem 48-jährigen Marc Freukes, der seit Anfang 2014 permanent im Wald lebt, erst in einem Tipi, später in einer 18 qm großen Jurte, einem runden Zelt mit Holzboden, nachempfunden dem traditionellen Zelt der Nomaden Zentralasiens. Alles ist selbst gebaut. Den Kontakt zur Außenwelt hat der Aussteiger nicht abgebrochen. Er pflegt eine Internetseite und gibt Kurse zum Überleben in der Wildnis.

Seine Jurte musste Freukes 2020 abbauen. Er hatte das Grundstück zwar gepachtet, aber keine Baugenehmigung für eine feste Behausung, um darin zu leben. Der Clinch mit den Behörden dauert an, aber das Leben im Wald will Freukes nicht aufgeben. Für den Übergang wohnt er in einem Bauwagen und hofft darauf, seine Jurte bald wieder aufbauen zu können. ↩

wohnen

„Wir konnten uns aufeinander verlassen“

Schüler:innen des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasiums in Celle gewannen in der letzten Wettbewerbsrunde nicht nur einen Förderpreis, sondern auch den erstmals ausgeschriebenen Gruppenpreis in Niedersachsen. Anja Dilk hat erkundet, warum die Gruppe so erfolgreich war

Schläfrig döst das Landgestüt Celle in der Morgensonne, vom Hofeingang Spörckenstraße schallt der Hammer Schlag eines Schmieds. Der Weg zu den Pferden führt vorbei an lang gestreckten Wirtschaftsgebäuden mit Kutschen, Geschirr, Heuballen. In den Stallungen knabbern zwei Stuten entspannt am Stroh. Der saftig grüne Rasen gegenüber ist perfekt gestutzt. Hier findet jeden Herbst die große Parade statt, die Schau der Hannoveraner-Hengste, die es gibt, seit die Sportpferdezucht die Nutztierhaltung am Gestüt ablöste.

10 Uhr. Auf dem Schulhof des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasiums ein paar Straßen weiter steht Lisa Sievers und winkt. „Hallo, willkommen“, ruft die Klassenlehrerin der ehemaligen 11b, umringt von zehn Schüler:innen. Neun Mädchen, ein Junge, Gewinner:innen in der Kategorie Gruppenarbeit des Geschichtswettbewerbs 2020/21 in Niedersachsen. Ihr Thema: „Welcher Wandel führte zum Umdenken in der Gesellschaft – vom Nutztier zum Sportpferd? – Am Beispiel des Landgestüts Celle“.

Sechs Monate lang haben sie sich in das Thema reingekniet. Haben Quellen durchstöbert, Bücher gewälzt, sogar Zeitzeug:innen befragt. Dabei sind nicht alle Schüler:innen Geschichtsfreaks, nur drei haben Geschichte-Leistungskurs gewählt. „Aber es war toll, mal selbst bestimmen zu können, womit wir uns in Geschichte beschäftigen wollen“, sagt Leya. Bendix findet: „Geschichte rückt einem viel näher, wenn man sie selbst erforscht.“ Und dann gleich ein Preis. „Wir sind unglaublich stolz, dass wir das als Gruppe geschafft haben“, lacht Jessica.

Die Klasse war die erste des Gymnasiums, die am Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten teilnahm. Den Tipp bekam Klassenlehrerin Lisa Sievers von ihrer Tante, Historikerin und Leiterin der Forschung beim



Die Schüler:innen mit ihrer Lehrerin Lisa Sievers vor einer Statue für das Landgestüt.

Stasi-Unterlagen-Archiv BStU: „Wäre das nicht etwas für euch?“ Sievers: „Es hat mich sofort überzeugt.“ Schließlich wusste sie von einem Studienpraktikum, wie spannend Archivforschung sein kann. Und gerade erst hatte die junge Lehrerin ihre erste Klassenleitung übernommen; wie schön wäre es, mit den Schüler:innen gleich etwas Besonderes zu machen. In den wöchentlichen Verfügungsstunden war Extrazeit für die Vorbereitung des Wettbewerbs.

„Uns wurde klar, dass wir gar nichts über die Geschichte dieses Ortes wissen, mit dem wir aufgewachsen sind“

Sievers legte los. Gewann die Unterstützung der Schulleiterin, die den Teilnehmenden zwei freie Tage für die Endphase genehmigte und der Lehrerin die Teilnahme an einer Fortbildung der Körber-Stiftung für Lehrkräfte. Gemeinsam mit anderen Pädagog:innen aus Niedersachsen lernte Sievers an einem intensiven Nachmittag: Wie führe ich Schüler:innen an den Wettbewerb ran, worauf kommt es bei Themensuche, Texten und Arbeitsbericht an? Dazu gab es ein Info-Booklet

Trotz Corona war eine gemeinsame Arbeit im Klassenraum teilweise möglich.



Die Schüler:innen besuchten das Gestüt für ihre Recherche mehrmals.

zur historischen Projektarbeit für die Schüler:innen.

September 2020. Die Klasse ist sich sofort einig: Wir sind dabei. Vieles hat sie gelockt. „Etwas Kreatives machen“, sagt Jasmin. „Zusammen in der Gruppe arbeiten“, findet Jessica. „Eine gute Abwechslung im Lockdown haben“, erzählt Lisa. Aber womit sollen sie sich zum Wettbewerbsthema 2020/21 „Bewegte Zeiten. Sport macht Gesellschaft“ genau beschäftigen? Mit der Geschichte der Sportvereine in Celle? Den Flößern auf der Aller? Der Rennbahn in der Nähe von Bergen-Belsen? Dann entstand die Idee: Da ist doch das berühmte Landgestüt bei uns um die Ecke, auf das Celle so stolz ist. Wo die berühmten Hannoveraner gezüchtet werden, die jährlichen Hengstparaden stattfinden, die Menschen aus der Stadt und dem ganzen Bundesland locken. Jessica: „Uns wurde klar, dass wir gar nichts über die Geschichte dieses Ortes wissen, mit dem wir aufgewachsen sind. Dabei ist er so wichtig für die Stadt.“

Brainstorming an der Tafel: Was wollen wir herausfinden, welche Fragestellung ist relevant? Schnell ist der Zuschnitt gefunden. Früher wurden im Gestüt Nutzpferde gezüchtet, heute sind es Sportpferde. Warum hat sich das geändert und welcher Wandel der Gesellschaft spiegelt sich darin? Dann geht es um die Aufteilung der Recherche. Bendix beschäftigt sich mit dem Einfluss der Industrialisierung. Maria mit der Entwicklung des Gestüts im 20. Jahrhundert, andere mit der Geschichte des Reitsports, jedes Gruppenmitglied bearbeitet einen anderen Themenschwerpunkt. Und plötzlich springt die halbe Klasse ab – Klausurenphase, Leistungsstress, Punkte sammeln fürs Abitur. „Für viele war es doch zu viel“, sagt Sievers.

Umso beeindruckender, dass ein harter Kern dabei bleibt, 10 von 25. „Wir hatten ja schon viel investiert“, erinnert sich Jessica. „Und das Gruppengefühl der



Entschlossenen war eng.“ Letztlich habe es die Arbeit leichter gemacht, so Klassenlehrerin Sievers. Absprachen, Koordination und Zusammenarbeit sind in einer kleinen Gruppe einfacher als im großen Klassenverband. „Es gab nicht mal Verstimmungen in der Klasse.“ Schade nur, dass Archivarbeit wegen Corona im Winter 2020 nicht möglich ist. Es bleiben Online-Recherchen, Bücher

aus der Stadtbibliothek; Mitarbeiter:innen des Stadtarchivs schickten den Schüler:innen wichtige Quellen per Mail. Und Sievers zieht noch eine Anregung aus der Lehrkräftefortbildung aus der Tasche: Wie wäre es, Zeitzeug:innen zu befragen? Die Schüler:innen sind begeistert.

„Erst mit den Zeitzeug:innen wurde die Geschichte richtig lebendig“

Gemeinsam entwerfen sie eine Anzeige für die „Celle-sche Zeitung“. Und tatsächlich: 15 Zeitzeug:innen melden sich. Menschen wie Buchard Bade, von 1979 bis 2007 Leiter des Guts; wie Frau Peters, die erzählt, wie die ganzen Schulen des Ortes kamen, um bei den Generalproben der Hengstparaden zuzuschauen; oder der alte Pferdezüchter Heinrich Brammer, der seine Stuten im Gestüt decken ließ. „Ich war furchtbar aufgeregt vor dem Telefoninterview mit Herrn Brammer“, sagt Jessica. Zum Glück hatten sie einen Strauß von Fragen vorbereitet und Fragetechniken geübt – klare Struktur, laut und sachlich sprechen, nicht kommentieren. Und dann erzählt Heinrich Brammer erstaunlich offen von seiner Kindheit auf seinem Hof, seinem ersten wendigen Turnierpferd aus der Hannoveraner-Zucht und den ersten Reitsportvereinen in der Region, die der Jugend in der Nachkriegszeit eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung gaben.



Fotos: Jann Wilken

Klassenlehrerin Lisa Sievers betreute die Schüler:innen im Wettbewerb.

Maria hat sogar den alten Stallburschen des Gestüts im Altersheim besucht. Bepackt mit einem Stapel alter Unterlagen und vielen Geschichten von Krieg und Wiederaufbau kommt sie zurück. Ein anderer Zeitzeuge erzählt stolz von seinen Auftritten bei den ersten Hengstparaden, breitbeinig auf den Rücken zweier Hengste stehend galoppierte er über den Platz. Maria: „Erst durch die Zeitzeug:innen wurde die Geschichte richtig lebendig.“ Und in vielen Schilderungen zeigte sie, wie die erfolgreiche Anpassung des Gestüts an die Industrialisierung, die die Nutzpferde in der Landwirtschaft überflüssig machte, die Stadtgesellschaft zusammenschweißte. Durch die moderne Sportpferdezucht wurde nicht nur das Landgut zu einer Größe in der Region, auch das Ansehen von Celle wuchs.

Eigentlich soll aus den Recherchen der Gymnasiast:innen eine Ausstellung werden. Mit Requisiten und Dokumenten der Zeitzeug:innen vielleicht, mit großen Plakaten, Fotos und Videos. „Wir hätten anderen Klassen und Bürger:innen der Stadt dazu gern kleine Führungen angeboten“, sagt Mia. Doch wieder durchkreuzt Corona die Pläne. Eine Ausstellung vor Ort ist unmöglich. „Dann machen wir halt eine digitale Ausstellung“, beschließt die Gruppe: eine Website.

„Es war großartig, die Freude gemeinsam zu teilen“

Im Computerraum ist es schattig und kühl. Hier haben sie zu zehnt ein Wochenende lang bei Pizza und Saft zusammengesessen und die Seite mit der Plattformtechnik Jimdo zusammengebaut. Haben Interviews transkribiert, Audiodateien geschnitten, die Highlights für die Website ausgewählt. In den Wochen zuvor hatten sie ihren Texten den letzten Schliff gegeben, Verbesserungsvorschläge von Klassenlehrerin Sievers eingearbeitet, über die Schulplattform IServ Argumente ausgetauscht: Wie geht es noch besser? Natürlich hakte es mal an einer Absprache, manchmal gab es kleine Hänger, zum Beispiel nach langen Pausen wie in den Weihnachtsferien. „Aber wir haben gemerkt, dass wir uns aufeinander verlassen können“, sagt Bendix. „Sehr hilfreich waren die klaren Deadlines von Frau Sievers“, erinnert sich Jessica. „Es war eine ganz neue Auseinandersetzung mit Geschichte“, sagt Sievers. „Und die Schüler:innen haben viel über den Umgang mit Quellen, Zeitzeug:innenaussagen und das Verfassen einer Facharbeit gelernt.“

Stippvisite auf dem Gestüt. Auf dem Roundpen hinter den Stallungen wird der Sand glattgezogen, ein Trecker knattert vorbei. Unter der großen Buche stehen die Geschichtsforscher:innen zusammen, quatschen und lachen. Ein schöner Ort, und jetzt haben sie so viel besser verstanden, was er für die Stadt bedeutet und wie er zu dem geworden ist, was er heute ist.

Nie wird Lisa Sievers den Moment vergessen, als die Nachricht im Postfach aufplopte: Sie haben gewonnen! „Gerechnet haben wir damit nicht, es war ja das erste Mal an unserer Schule“, sagt Sievers. Andererseits: „Ein bisschen gehofft aber schon“, ruft Bendix und grinst. Als sie dann wirklich im Hannoverschen Landtag bei der Preisverleihung standen, mit Politik, Publikum und festlichem Tamtam, ist es etwas ganz Besonderes.

„Ein fantastisches Erlebnis“, sagt Jessica, und Lisa meint: „Es war großartig, die Freude gemeinsam zu teilen.“ Vom Preisgeld ging es zwei Tage nach Berlin – zur Geschichtserkundung in der Stasizentrale Hohenschönhausen. ↩

Tutorinnen-Tipps für Gruppenprojekte

„Es lohnt sich, die Vergleichbarkeit außer Acht zu lassen und Aufgaben nach Begabungen und Interessen zu verteilen. Die Schüler:innen, die z.B. einen Film „nur“ am Ende schneiden, lernen sehr viel darüber, wie man Geschichte erzählt. Oder jemand, der die Zitierweise und Formalia überprüft, hat auch alles inhaltlich im Blick und schult sich gleichzeitig methodisch.“

Helene Finck, Altes Gymnasium Bremen

„Eine genaue Arbeitsteilung und Zeitschiene ist unabdingbar: Wer macht was bis wann? Wie stellen wir sicher, dass alle über Arbeitsfortschritte informiert sind? Planen wir genügend Zeit für offene Fragen und Beratung ein? Die Gruppe sollte sich regelmäßig sehen und nicht nur über Fortschritte berichten, sondern sich auch über Probleme austauschen können. Es motiviert zu sehen, dass auch die anderen vor ähnlichen Schwierigkeiten stehen. Eine Lösung findet sich gemeinsam am schnellsten!“

Claudia Bargfeld, Evangelisches Ratsgymnasium Erfurt

Ausschreibungs- unterlagen

2022/23



**„Mehr als ein Dach über dem Kopf.
Wohnen hat Geschichte“**
**Geschichtswettbewerb des
Bundespräsidenten**

Das Thema

Wir alle wohnen. Aber wir wohnen nicht gleich. Nicht erst die Corona-Pandemie hat gezeigt, dass sich die Art, wie wir wohnen, erheblich auf unser Leben auswirkt. Während viele es sich gern in ihren „vier Wänden“ gemütlich machen, empfinden andere ihren Wohnraum als beengt, zu teuer oder zu laut. Wieder andere haben keine eigene Wohnung, leben in Übergangwohnheimen oder auf der Straße. Dabei ist Wohnen ein Menschenrecht. Wo wir wohnen, wie viel Platz wir haben und wie gut wir an Infrastruktur angebunden sind, beeinflusst die eigene Position in der Gesellschaft. Im Wohnen spiegeln sich die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Wie und mit wem wir wohnen, hat sich über die Jahrhunderte stark gewandelt und längst nicht jede:r durfte selbst über den eigenen Wohnort entscheiden. Im Mittelalter waren der Arbeits- und Wohnbereich nicht getrennt, Wohnhäuser waren zugleich Werkstätten oder Arbeitsräume und es existierte keine Privatsphäre. Im 19. Jahrhundert wurde das Arbeiten und Wohnen, soweit möglich räumlich auseinandergehalten; wohlhabende bürgerliche Haushalte schufen private Räume, die nur der Familie vorbehalten waren. In den Städten, die durch die Industrialisierung stark anwuchsen, entstanden beengte und hygienisch oft mangelhafte Wohnverhältnisse für Arbeiter:innen. Das Wohnen im 20. Jahrhundert war wiederum von den beiden Weltkriegen, der Zerstörung und dem Wiederaufbau vieler Städte nach 1945 geprägt. Nach der deutschen Teilung in BRD und DDR befassten sich die zwei Staatssysteme auf unterschiedliche Art mit Fragen der Wohnungspolitik. Spuren all dieser Entwicklungen lassen sich bis heute finden.

Gezielte politische Maßnahmen zur Steuerung und Gestaltung von Wohnraum gibt es bereits seit dem 19. Jahrhundert. Als Reaktion auf die Industrialisierung wurden Reformbewegungen vom Leben „im Einklang mit der Natur“ entwickelt, die unter anderem Grünflächen und landschaftliche Elemente im Städtebau anstrebten. Auch die Idee vom Einfamilienhaus mit Garten im ländlichen und vorstädtischen Raum entstand zu dieser Zeit. In der Weimarer Republik wurden staatliche Wohnungsämter gegründet, die für Fragen des Wohnungsbaus und der Verteilung zuständig waren. Nach dem ersten Weltkrieg entstand auch der soziale Wohnungsbau, also die staatliche Unterstützung von Wohnraum für Bevölkerungsgruppen mit kleinem Einkommen. Im Nationalsozialismus dann wurden

Jüdinnen und Juden aus ihren Wohnungen vertrieben, ihr Eigentum wurde entwendet und an die nichtjüdische Bevölkerung vergeben. Die Zerstörung vieler Städte im Zweiten Weltkrieg führte schließlich dazu, dass in der Bundesrepublik ab 1945 zahlreiche neue Häuser gebaut wurden und Großwohnsiedlungen an Stadträndern entstanden. Seit den 1950er Jahren veränderten sich Stadtteile zudem durch den Zuzug von Migrant:innen. In der DDR wurde der Wohnungsbau ebenso wie das Zusammenleben staatlich reguliert, zum Beispiel durch die Planung von Wohnvierteln als Plattenbauten oder durch die Zuweisung von Wohnungen nach bestimmten Kriterien wie beruflicher Qualifikation und politischen Privilegien.

Dass viele Menschen alleine wohnen, ist ein Phänomen der jüngsten Vergangenheit. Das Zusammenleben veränderte sich vom Leben auf dem Hof gemeinsam mit den Arbeiter:innen und Angestellten über Familien- und Versorgungsgemeinschaften bis zur Kleinfamilie als idealtypisches Modell der Neuzeit. Auch die Einrichtung, Gestaltung und Nutzung von Wohnungen unterlagen einem stetigen Wandel. Dieser war durch technische Entwicklungen ebenso beeinflusst wie durch gesellschaftliche Vorstellungen von Geschlechterrollen und Generationenfragen.

Zu der Geschichte des Wohnens gehört auch die Geschichte des bedrohten Wohnens, des Nicht-Wohnens und des Übergangswohnens. Die Wohnung kann vor allem für Frauen häufig auch ein Raum sein, in dem sie Unterdrückung und Gewalt ausgesetzt waren und sind. Bis zu den ersten Frauenhäusern in den 1970er Jahren boten vor allem Kirchen Frauen in solchen Situationen Schutz. Dass der Staat ebenfalls eine Fürsorgepflicht für arme und obdachlose Menschen hat, zeigte sich in der Gründung von Armenhäusern bereits im Mittelalter. Fehlender Wohnraum führte und führt noch heute zu Diskriminierung, nicht nur bei Obdachlosen und Geflüchteten, für die oft nur (Übergangs-)Heime vorgesehen sind.

In Städten kann die Wohnung durch steigende Mieten, Spekulation oder Planungen für Neubauten bedroht sein. Hausbesetzungen werden bis heute als Protestform genutzt, um auf den Mangel an bezahlbarem Wohnraum in Ballungszentren und die Verdrängung bisheriger Mieter:innen aufmerksam zu machen. Im ländlichen Raum dagegen stehen ganze Dörfer vor der Herausforderung, ihre Infrastruktur aufrecht zu erhalten, während die jungen Menschen wegziehen.

Eure historische Spurensuche kann mit der eigenen Wohnung beginnen. Ihr könnt Fragen nach den Bedingungen und dem Wandel des Wohnens in der Geschichte beantworten und einen Beitrag zu den aktuellen Diskussionen um Wohnraum, nachhaltiges Wohnen und soziale Gerechtigkeit leisten.

1 Wählt ein historisches Beispiel zum Thema „Mehr als ein Dach über dem Kopf. Wohnen hat Geschichte“, das euch besonders interessiert. Euer Thema muss entweder einen regionalen Bezug zu eurem Wohn- oder Schulort haben oder einen biografischen Bezug zu eurer Familie. Überlegt, was ihr herausfinden möchtet. Entwickelt und formuliert eine Forschungsfrage, die euch dabei hilft, das Thema einzugrenzen.

2 Sucht zunächst möglichst viele Informationen zu eurem Thema und **sammelt** Quellen, die für eure Forschungsfrage relevant sein könnten. Achtet darauf, dass die Quellen möglichst unterschiedliche Sichtweisen auf ein und denselben Sachverhalt vermitteln. Quellen zum Thema findet ihr in Archiven, Museen (z. B. in Freilichtmuseen oder Regionalmuseen) und Bibliotheken, bei Geschichtswerkstätten und lokalen Medien. Wohnen passiert aber vor allem direkt um euch herum, wir alle wohnen. Eure Spurensuche zum Thema „Mehr als ein Dach über dem Kopf. Wohnen hat Geschichte“ kann in der eigenen Wohnung beginnen, in Gebäuden eurer Straße, in eurem Dorf oder eurer Stadt – in der Wohnungsgeschichte eurer Familien. All diese Räume und Gebäude, die einmal zum Wohnen gedacht waren oder heute bewohnt werden, könnt ihr untersuchen und zum Thema eures Beitrags machen.

Weitere Anlaufstellen für die Recherche können z. B. (lokale) Wohnungsämter, Behörden für Stadtentwicklung und Wohnen oder Ämter für Denkmalpflege sein. Je nach eurem Forschungsfeld werdet ihr auch bei privatwirtschaftlichen Unternehmen fündig, etwa bei alteingesessenen Handwerksbetrieben, Architekturbüros, Wohnungsbaufirmen, Einrichtungstudios, Umzugs- und Abrissunternehmen. Auch Wohnungsbau-genossenschaften und Organisationen wie Vereine für Mieter:innen, Initiativen für Obdachlose oder Geflüchtete können interessante Quellen für euch bereithalten. Nicht zuletzt geben auch Möbel und andere Einrichtungsgegenstände bis hin zu Puppenhäusern Hinweise. Denkt daran, dass auch private Fotoalben, Briefe und Tagebücher für euer Thema interessant sein können. Und überlegt, welche Zeitzeug:innen, welche Expert:innen euch zu eurem Thema Auskunft geben können.

3 Prüft, welche Quellen und Informationen ihr online findet und welche vor Ort. Und prüft, ob ihr Interviews mit Zeitzeug:innen oder Expert:innen persönlich, telefonisch oder per Video führen und aufnehmen könnt.

4 Beschreibt anschaulich an eurem Beispiel, wo, wie und mit wem Menschen gewohnt haben. Wer hat den Wohnraum wann und zu welchem Zweck errichtet? Schildert, wem der Wohnraum zu verschiedenen Zeitpunkten in der Geschichte gehörte und welche Unterschiede in der Wohnsituation erkennbar sind. Geht auf

lokale Besonderheiten des Bauens und Wohnens ein. Denkt auch das nähere Umfeld der Wohnungen und Häuser mit, das für den Alltag der Menschen wichtig war. Stellt dar, welche Auseinandersetzungen und Konflikte mit dem Wohnen verbunden waren.

Beschreibt – wenn es euer Thema betrifft – inwieweit sich Architektur und technische Entwicklungen auf das Wohnen auswirkten.

5 Erklärt an eurem Beispiel differenziert, warum Menschen unterschiedlich gewohnt haben. Geht darauf ein, wie sich die Wohnbedingungen auf die Lebensqualität und das Zusammenleben der Menschen ausgewirkt haben. Wie hat das Wohnen den Alltag und das Leben der Menschen geprägt und beeinflusst? Wer lebte zusammen und welche gesellschaftlichen Ideen von Familie und Zusammenleben zeigen sich darin? Welche Ideen und Praktiken vom Wohnen haben sich durchgesetzt und welche nicht? Welche Rolle spielte die Trennung von Wohnen und Arbeiten? Inwieweit wird das Wohnen von ökonomischen und sozialen Möglichkeiten bestimmt? Berücksichtigt jeweils den historischen Hintergrund und die sozialen, kulturellen und politischen Rahmenbedingungen für euer Beispiel.

6 Beurteilt an eurem Beispiel, wie sich die Lebenssituation und das Wohnen gegenseitig beeinflusst haben. Bewertet die Zusammenhänge zwischen Gesellschaft, Arbeit, Umwelt und Wohnen in eurem Beispiel. Überlegt, wie sich Wohnen in der Vergangenheit verändert hat und wie es in der Zukunft aussehen könnte.

7 Kennzeichnet in eurem Wettbewerbsbeitrag die Herkunft all eurer gesammelten Materialien (Quellen aus Archiven, Gegenstände, Fotos, Bücher, Internetseiten, Interviews usw.)

8 Reflektiert in einem kurzen, zusätzlichen Arbeitsbericht die Erfahrungen, die ihr beim Geschichtswettbewerb gesammelt habt: Zeigt, wo und wie ihr eure Informationen und Quellen gefunden habt. Beschreibt besondere Erfolge oder Schwierigkeiten. Überlegt, wie ihr mit Hindernissen umgegangen seid und was euch besonders Spaß gemacht hat. Erwähnt auch, wenn Fragen offengeblieben sind.

Als Anhaltspunkte und Anregungen können folgende Fragen dienen:

- Wo, wie und mit wem wohnten Menschen in der Geschichte? Worin bestehen die Unterschiede zu heutigen Wohnformen?
- Welche Auswirkungen hatten gesellschaftliche, politische und ökonomische Rahmenbedingungen und historische Ereignisse auf das Wohnen?
- Welche Erwartungen und Zukunftsbilder spiegeln die Wohnungspolitik früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte wider? Wie sah die Realität aus?
- Wie prägte das Wohnen das soziale Miteinander und welche Konflikte gab es?
- Welche Erkenntnisse könnt ihr aus der Wohnungsgeschichte eurer eigenen Familie gewinnen?

Die Aufgabe

Wer kann teilnehmen?

Teilnehmen können alle (Schüler:innen, Auszubildende, Studierende etc.), die nach dem **1. September 2001** geboren sind. Möglich sind Einzel-, Gruppen- und Klassenbeiträge.

Ausgenommen von der Teilnahme sind Kinder der Gremienmitglieder (wissenschaftlicher Beirat und Kuratorium) sowie Kinder von Mitarbeiter:innen der Geschäftsstelle des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten.

Was kann eingereicht werden?

Euer Beitrag muss in deutscher Sprache verfasst (aufgenommen, gefilmt) sein. Zu jedem Beitrag ab der 7. Klasse muss ein Arbeitsbericht angefertigt werden. Bis zur 6. Klasse kann der Arbeitsbericht durch den Tutor:innenbericht ersetzt werden.

Folgende **Beitragsformate** könnt ihr einreichen:

- **Schriftliche Beiträge** mit einem Umfang von maximal (!) 50 Seiten DIN A4 (inkl. Inhalts- und Quellenverzeichnis, Anhang etc.). Der Arbeitsbericht oder Tutor:innenbericht zählt extra. Bitte beachtet diese Angaben genau, die Jury kann sonst Abzüge in der Bewertung vornehmen.
- **Filme oder Podcasts**, die eine Länge von maximal (!) 30 Minuten haben und auf einem herkömmlichen PC abspielbar sind. Auch hier gilt: Bei Überschreitung der Maximallänge kann es Abzüge in der Bewertung geben.
- **Multimediapräsentationen**, die auf einem herkömmlichen PC abspielbar sind. Die Präsentation muss ohne weitere Installationen gestartet werden können, d. h., es muss ein Player enthalten und die Start-Datei gekennzeichnet sein.
- **Webseiten und Apps**, die problemlos in einem Internetbrowser und auf einem herkömmlichen Smartphone zu öffnen sind. Die Installation und Bedienung müssen verständlich sein. Nach dem Einsendeschluss dürft ihr bis zum Ende der Jurierungsphase keine Änderungen an den Inhalten vornehmen.
- **Dreidimensionale Projektergebnisse** (Ausstellung, Modell, Spiel etc.), die zunächst als Fotodokumentation mit schriftlicher Erläuterung zu Idee, Umsetzung und Anwendung einzureichen sind. Haltet bitte das Original bereit und sendet es erst nach Aufforderung durch die Jury ein.

Beiträge, die aus mehreren Teilen bestehen (z. B. ein Podcast mit einem zusätzlichen, schriftlichen Teil), müsst ihr deutlich kennzeichnen und unbedingt zusammenhängend einreichen.

Ausführliche Teilnahmebedingungen und Datenschutzhinweise unter www.geschichtswettbewerb.de

Welche Unterstützung ist erlaubt?

Inhaltliche und wörtliche Übernahmen aus anderen Werken (z. B. Originalquellen oder Fachliteratur) oder dem Internet müsst ihr in eurer Arbeit so markieren, dass nachvollziehbar wird, woher ihr die Informationen jeweils habt.

Die Art und den Umfang der Tutor:innenhilfe müsst ihr angeben. In eurem Beitrag bestätigt ihr, dass ihr eure Arbeit eigenständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habt. Ihr erklärt euch dazu bereit, die Inhalte eures Beitrags bei Bedarf der Jury zu erläutern.

Wie könnt ihr euren Beitrag einreichen?

Die Beiträge werden beim Geschichtswettbewerb online eingereicht. Eure Daten und euren Beitrag (inklusive Arbeitsbericht bzw. Tutor:innenbericht) müsst ihr bis zum Einsendeschluss am **28.02.2023** (23:59 Uhr) online in unserer Datenbank eingeben bzw. hochladen. Die Internetadresse für den Upload lautet

➔ www.gw-einreichen.de

Unser Tipp: Die Datenbank ist schon **ab dem 1. September 2022** freigeschaltet. Meldet euch möglichst früh mit euren persönlichen Daten dort an – ihr könnt bis zum Einsendeschluss jederzeit Informationen ergänzen und euren Beitrag hochladen! Jeder Beitrag erhält eine individuelle Beitragsnummer.

Egal ob Film, Audioformat oder schriftlicher Beitrag: Alle Beitragsformate werden online über die Einreichdatenbank hochgeladen. Ihr könnt bis zu drei Dateien hochladen (insgesamt 85 MB). Größere Dateien könnt ihr z. B. mit einem Dropbox- oder WeTransfer-Link einreichen.

Die Teilnahmebedingungen

Womit erklärt ihr euch einverstanden?

Die Wettbewerbsteilnehmer:innen sowie ihre Tutor:innen erklären sich damit einverstanden, dass ihre Daten gespeichert werden und im Rahmen der Präsentation der Wettbewerbsergebnisse einsehbar sind. Die Teilnehmer:innen räumen der Körber-Stiftung die unbeschränkten Rechte ein, die Beiträge in unveränderter, bearbeiteter oder umgestalteter Form zu nutzen. Die Körber-Stiftung ist berechtigt, die ihr eingeräumten Rechte für die Beiträge ganz oder teilweise auf Dritte wie z. B. Medienvertreter:innen zu übertragen oder diesen Nutzungsrechte einzuräumen.

Wie schützen wir eure Daten?

Die Erhebung, Verarbeitung und Nutzung sämtlicher personenbezogener Daten erfolgt nach den Regelungen der Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) und des Bundesdatenschutzgesetzes (BDSG). Die Erhebung, Verarbeitung und Nutzung persönlicher Daten erfolgt

auf Grundlage der ausdrücklichen Einwilligung der Teilnehmer:innen sowie der Tutor:innen; bei Minderjährigen ist eine Teilnahme nur nach schriftlichem Einverständnis der Erziehungsberechtigten möglich. Eine Vorlage für die Einverständniserklärung findet ihr in der Datenbank. Die Einwilligung kann jederzeit mit Wirkung für die Zukunft widerrufen werden. Ein Widerruf kann jedoch zum Ausschluss vom Wettbewerb führen.

Rechtsweg

Die Entscheidung über die Preiswürdigkeit der Einreichungen zum Wettbewerb trifft eine unabhängige Jury. Die Körber-Stiftung behält sich das Recht vor, über die Preisvergabe abschließend zu entscheiden. Diese Entscheidung ist endgültig und nicht anfechtbar, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Ausführliche Teilnahmebedingungen und Datenschutzhinweise unter

➔ www.geschichtswettbewerb.de

**Einsendeschluss
ist der 28. Februar 2023.**

Die Preise

Was könnt ihr gewinnen?

Alle Teilnehmer:innen erhalten eine persönliche Urkunde. Dazu gibt es mehr als 550 Preise zu gewinnen!

Bundesebene

5 erste Preise zu je 2.500 Euro
15 zweite Preise zu je 1.500 Euro
30 dritte Preise zu je 750 Euro

Landesebene

250 Preise für Landessieger:innen zu je 500 Euro
250 Förderpreise zu je 200 Euro

Gruppenpreis

Für den besten Gruppenbeitrag (ab zehn Personen) in jedem Bundesland in Höhe von je 1.000 Euro

Schulpreis

Für die erfolgreichste Schule in jedem Bundesland in Höhe von je 2.500 Euro

Und noch viel mehr:

- Bis zu 100 Sachpreise im Gesamtwert von 2.000 Euro
- Empfang der Erstpreisträger:innen und ihrer Tutor:innen durch den Bundespräsidenten
- Einladung der 25 erfolgreichsten Tutor:innen zu einer mehrtägigen Akademie
- Sonderauswahlverfahren für Bundessieger:innen zur Aufnahme in die Studienstiftung des deutschen Volkes
- Attraktive Fördermöglichkeiten für Preisträger:innen

Teilnahme an europäischen Jugendaktivitäten

Der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten ist Gründungsmitglied des europäischen Geschichtsnetzwerks EUSTORY, das nationale Geschichtswettbewerbe in über 20 Ländern verbindet. Preisträger:innen aller Wettbewerbe treffen sich regelmäßig bei grenzüberschreitenden Jugendaktivitäten. Über Veranstaltungen und Bewerbungsfristen informiert die Geschäftsstelle des Geschichtswettbewerbs ihre Teilnehmenden. Auf dem englischsprachigen Portal EUSTORY History Campus bloggen junge Europäer:innen über zentrale Gegenwartsfragen der europäischen Geschichte und Identität. Reinschauen und selber Autor:in werden!

➔ www.historycampus.org

Die Checkliste

Ihr wählt eine **Ansprechperson** für euren Beitrag aus, die in unserer Einreichdatenbank einen Account anlegt. Diese Person kann Teilnehmer:in oder Tutor:in sein. Sie trägt die nötigen Daten ein und ist auch nach dem Einsendeschluss für das Team des Geschichtswettbewerbs Ansprechpartner:in für den Beitrag. Über einen Account können auch mehrere Beiträge eingereicht werden.

Habt ihr daran gedacht?



Die Daten aller am Beitrag beteiligten Teilnehmer:innen (Name, Geburtsdatum, Anschrift) sind angegeben. Ohne die Daten können wir euch keine Urkunde erstellen!



Schule und Klassenstufe sind ausgewählt.



Alle Tutor:innen (Name, Schule, E-Mail-Adresse), die die Arbeit für den Beitrag begleitet und unterstützt haben, sind angegeben.



Art und Umfang der Tutor:innenhilfe sind angegeben.



Informationen zum Beitrag (Titel, Kurzbeschreibung, Darstellungsform) sind eingetragen. Achtung: Der Titel des Beitrags steht später genau so auf eurer Urkunde.



Die Einverständniserklärungen zur Teilnahme sind unterschrieben und hochgeladen.



Der Beitrag ist abgespeichert. Bei mehreren Dateien auf eine einheitliche Benennung achten.



Die Beitragsdateien sind hochgeladen.



Der Arbeitsbericht* ist hochgeladen (als PDF-Datei).



Alle eingegebenen Daten sind einmal geprüft (achtet auf die Schreibweise und Groß- und Kleinschreibung). Nach der Einreichung können keine Daten korrigiert oder ergänzt werden.



Der Beitrag ist eingereicht.



Die Bestätigung eurer Einreichung habt ihr per Mail bekommen (am besten aufbewahren!).



* Zu jedem Beitrag ab der 7. Klasse muss ein Arbeitsbericht angefertigt werden. Bis zur 6. Klasse kann der Arbeitsbericht durch einen Tutor:innenbericht ersetzt werden.

**Geschafft –
Ihr habt euren Beitrag beim
Geschichtswettbewerb eingereicht!**

Leon Pega, 17 Jahre, Baden-Württemberg
Mein Tipp: Bei Schwierigkeiten immer dranbleiben! Aus Fehlern und Problemen kann man am meisten lernen! Und habt keine Angst, euch Hilfe zu holen, das heißt ja nur, dass ihr es gut machen wollt.



Macht mit und bleibt dran!

Teilnehmer:innen teilen ihre Eindrücke und Tipps zur Spurensuche beim Geschichtswettbewerb



Ida Schnatmeyer und Lara Ahlers, 13 und 14 Jahre, Hamburg

Uns hat es besonders viel Spaß gemacht, Interviews zu führen und Fragen zu stellen. Insgesamt war das Projekt eine spannende Zeit, da wir an verschiedenen Orten mit verschiedenen Leuten sprechen durften, Ausflüge zur Recherche machen konnten und auch die Bibliothek besucht haben.

Danilo Götting, 17 Jahre, Thüringen

Das Schöne an der Arbeit in einem Team mit 20 Leuten war, miteinander immer wieder intensiv zu diskutieren. Und durch die auf Kleingruppen ausgerichtete Arbeitsaufteilung war es spannend, dass wir alle ganz verschiedene Zugänge und Perspektiven zu unserem Thema hatten. Außerdem war es für viele faszinierend und motivierend zu sehen, wie schnell und umfangreich man als Gruppe ein Projekt erarbeiten kann!



Ida-Marie Wiktor, 15 Jahre, Hessen

Besonders die Arbeit im Archiv mit den ganzen Akten hat Spaß gemacht. Das hätte ich nicht erwartet. Ansonsten ist es wichtig, im Team richtig zusammenzuarbeiten, sich zum Beispiel zu den Texten immer abzusprechen, und sich auch die Frage zu stellen, was man von den anderen noch lernen kann. Und dann den großen Beitrag am Ende fertiggeschrieben zu haben, das war ein Highlight.

Jakob Schilling, 17 Jahre, Niedersachsen

Die Arbeit war eine gute Möglichkeit zu lernen, wie man sich selbst motiviert, strukturiert arbeitet, wie aufwändige Quellenarbeit funktioniert und wann man sich helfen lassen sollte. Das war wichtig, weil ich phasenweise wenig Zeit hatte und mich nicht auf meinen Beitrag konzentrieren konnte. So habe ich es doch noch geschafft, wieder in das Projekt einzusteigen und auch schwierigere Teile fertigzustellen.

Teilt eure Erlebnisse und Erfahrungen bei eurer historischen Spurensuche auf Instagram!
#MeineSpurensuche
#Geschichtswettbewerb



Service

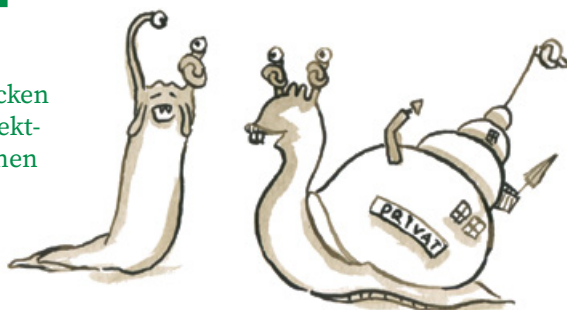
Wir unterstützen euch und Sie beim Geschichtswettbewerb! (Digitale) Workshops, Anregungen zum Rahmenthema, Tipps zur historischen Projektarbeit: unsere Materialien und Angebote hier im Überblick



Für Teilnehmer:innen

Projektheft

Diesem Magazin liegt ein Extraheft bei. Zwei Schnecken führen euch darin Schritt für Schritt durch die Projektarbeit. Neben vielen Tipps enthält das Heft auch einen Kalender und Platz für eure Notizen. Nutzt es also gern als Forschungstagebuch.



Plakat „Zeitreise“

Das „Zeitreise“-Plakat stellt euch die einzelnen Projektschritte beim Geschichtswettbewerb in bunten Illustrationen vor. Dazu schmückt es jedes Klassenzimmer.

Ruft uns gerne an! 040-808192-145

Anleitung zur historischen Projektarbeit

Von der Themenfindung über Gespräche mit Zeitzeug:innen bis zum Quellenverzeichnis: Die Anleitung bietet euch Hinweise und Tipps zu jedem Schritt eurer historischen Spurensuche. Checklisten helfen euch dabei, an alles zu denken.

- Projektheft, Plakat und die Anleitung zur historischen Projektarbeit könnt ihr bei uns per E-Mail an gw@koerber-stiftung.de bestellen. Alles gibt es auch zum Download in dem extra für euch eingerichteten Online-Bereich.

Online-Bereich für Teilnehmer:innen

Auf der Internetseite des Geschichtswettbewerbs gibt es einen auf euch zugeschnittenen Bereich mit Tipps und Arbeitsmaterialien. Ihr findet dort Beispielarbeiten, Erfahrungsberichte, Tipps zur Recherche und zur (kreativen) Gestaltung eures Beitrags. Durchstöbern lohnt sich!



Online-Sprechstunden

Ihr habt Fragen zu eurer Projektarbeit, steckt fest oder möchtet euch einfach mit anderen Teilnehmer:innen austauschen? Wir stehen euch in Online-Sprechstunden zur Verfügung:

22. September 2022, 16–17 Uhr

11. November 2022, 16–17 Uhr

1. Februar 2023, 16–17 Uhr

- Meldet euch per E-Mail zu einem oder mehreren Terminen an! gw@koerber-stiftung.de

Der Geschichtswettbewerb im Netz:

www.geschichtswettbewerb.de

f geschichtswettbewerb

📷 geschichtswettbewerb



Foto: Körber-Stiftung / Claudia Höhne

Für euch und Sie da

Die richtige Ansprechpartnerin für jedes Bundesland:

Lena Langensiepen (4)

Bayern, Baden-Württemberg, Sachsen, Sachsen-Anhalt

↳ langensiepen@koerber-stiftung.de

Kirsten Pörschke (5)

Berlin, Brandenburg, Hamburg, Schleswig-Holstein

↳ poerschke@koerber-stiftung.de

Frida Teichert (2)

Bremen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland

↳ teichert@koerber-stiftung.de

Laura Wesseler (6)

Hessen, Niedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern, Thüringen

↳ wesseler@koerber-stiftung.de

Außerdem **Paula Stec** (3), unsere Office-Managerin

↳ stec@koerber-stiftung.de

und **Vicky Hagedorn** (1), unsere studentische Hilfskraft

Für Tutor:innen

Auftaktworkshops

In allen Bundesländern richten wir gemeinsam mit Partner:innen Auftaktveranstaltungen zum neuen Wettbewerb aus. Dabei werden regionale Recherchemöglichkeiten und Themenbeispiele vorgestellt. Und Sie können sich mit erfahrenen Tutor:innen und Jurymitgliedern austauschen. Die Workshops, online und in Präsenz, sind kostenfrei und in der Regel als Fortbildung anerkannt.

↳ Alle Termine und Anmeldeinfos online

Reader zur historischen Projektarbeit

Alle Informationen auf einen Blick: Im Reader finden Sie Wissenswertes rund um die Wettbewerbsteilnahme, eine Anleitung zur historischen Projektarbeit mit Arbeitsblätter und Checklisten sowie Hinweise zu den Bewertungskriterien.

↳ Den Reader gibt es zum Download.

Sie können ihn aber auch kostenfrei bestellen per E-Mail an gw@koerber-stiftung.de

Praxishandbuch „Spurensucher“

18 Beiträge renommierter Autor:innen führen durch die Praxis historischer Projektarbeit – von der Planung über die Recherche bis zur Ergebnispräsentation.

↳ Erhältlich in allen Buchhandlungen

Video zur Geschichte des Wohnens auf segu Geschichte

Auch in diesem Jahr kooperieren wir mit segu Geschichte, der Lernplattform für offenen Geschichtsunterricht. Ein Video zur Geschichte des Wohnens lädt Sie und Ihre Schüler:innen zum Einstieg in das neue Wettbewerbsthema ein:

↳ www.segu-geschichte.de/wohnen

Online-Bereich für Tutor:innen

Online finden Sie einen auf Sie zugeschnittenen Bereich mit Tipps und Arbeitsmaterialien: Beispielarbeiten, Erfahrungsberichte, Auszüge aus den Bewertungskriterien, Hinweise für Grundschulen, Mitschnitte der Video-Reihe „Eine Schulstunde Geschichtswettbewerb“ u. v. m.



Online-Sprechstunden

Sie haben Fragen zur Projektarbeit oder möchten sich mit anderen Tutor:innen austauschen? Wir stehen Ihnen in Online-Sprechstunden zur Verfügung:

15. September 2022, 16–17 Uhr

17. November 2022, 16–17 Uhr

31. Januar 2023, 16–17 Uhr

↳ Melden Sie sich per E-Mail zu einem oder mehreren Terminen an! gw@koerber-stiftung

Studentische Co-Tutor:innen

Projektorientiertes, forschend-entdeckendes Lernen an Schulen stärken und schon in der Ausbildung von Geschichtslehrkräften verankern: Dieses Anliegen verbindet uns im Körber Hochschulnetzwerk Geschichtsvermittlung gemeinsam mit rund 20 Universitäten und Hochschulen. Studierende lernen in Seminaren den Wettbewerb kennen und unterstützen als Co-Tutor:innen Lehrkräfte bei der Wettbewerbsteilnahme.

↳ Interesse am Vernetzen? Dann wenden Sie sich an die Ansprechpartner:in in Ihrer Region.



Was gibt es noch Neues?

Meldungen rund um den Geschichtswettbewerb

Porträtsitzung mit dem Bundespräsidenten: Die Wettbewerbsgründer Gustav Heinemann und Kurt A. Körber (rechts) gemeinsam mit Hilda Heinemann 1973.

50
Jahre
Spurensuche



Foto: Körber-Stiftung

Der Geschichtswettbewerb wird 50!

„Wer weiß, ob es das 50. Jubiläum des Geschichtswettbewerbs überhaupt geben wird“, so steht es in den abschließenden Sätzen eines Planungsprotokolls der Geschäftsstelle aus dem Jahr 1996 zum 25. Jubiläum des Wettbewerbs. Noch einmal etwas mehr als 25 Jahre später ist klar, dass es den Geschichtswettbewerb nicht nur weiterhin gibt, sondern dass wir mittlerweile die 28. Ausschreibung konzipiert, geplant und nun veröffentlicht haben.

Interesse für die eigene Geschichte wecken, Selbstständigkeit fördern und Verantwortungsbewusstsein stärken – diese Ziele verfolgt der Geschichtswettbewerb seit seiner Gründung 1973 durch den damaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann und den Hamburger Unternehmer und Stifter Kurt A. Körber. Insgesamt haben seitdem über 150.700 Kinder und Jugendliche mit mehr als 34.800 Beiträgen teilgenommen und in ihrer Lokal- oder Familiengeschichte geforscht. Damit ist der Geschichtswettbewerb der größte historische Forschungswettbewerb in Deutschland, und im nächsten Jahr hat er seinen 50. Geburtstag!

Dieses beeindruckende Jubiläum werden wir gemeinsam mit unseren Teilnehmer:innen, Tutor:innen, Weggefährter:innen und unserem umfangreichen Netzwerk aus Museen, Archiven und anderen außerschulischen Lernorten gebührend feiern! Dabei wollen wir einen Blick zurück in die Wettbewerbsgeschichte werfen und die bedeutendsten Projekte und interessantesten Köpfe der letzten 50 Jahre vorstellen. Zu welchen Themen sind Kinder und Jugendliche über die Jahrzehnte auf Spurensuche gegangen? Welche Ausschreibungen haben besonders viel Resonanz hervorgerufen, welche Meilensteine und Umbrüche hat der Wettbewerb erlebt? Und wo hat der Geschichtswettbewerb vor Ort etwas bewirkt?

Diese und viele andere Fragen werden im Rahmen unserer Aktivitäten zum Jubiläum beantwortet und – so viel sei schon verraten – Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier ist auch mit dabei!

Geschichte im digitalen Wandel

Mit Erinnerungskultur und historischem Lernen im digitalen Wandel beschäftigte sich Anfang Juni 2022 eine Tagung, ausgerichtet u. a. von Wissenschaftler:innen der Geschichtsdidaktik der Universität Paderborn. Drei Studentinnen, die sich beim Geschichtswettbewerb 2020/21 als Co-Tutorinnen engagiert haben, waren im Rahmen des Körber Hochschulnetzwerks Geschichtsvermittlung von uns eingeladen, an dem Austausch teilzuhaben.

Carina Anderwald aus Münster, die sich beruflich in Richtung Kulturvermittlung im Museum orientiert, fand vor allem die Einblicke in aktuelle Digitalprojekte aus Museen und Universitäten spannend, etwa die Salzburger MuseumsApp oder die Möglichkeit von Virtual Reality als Erfahrungsraum für Geschichte.

Ihre Kommilitonin Luisa Rittstiegl sieht im Einsatz von Virtual Reality auch für Unterrichtsgespräche eine interessante Ergänzung. Neu und interessant fand sie auch die Plattform Offene-Geschichte.de, in der Schüler:innen von realen Problemstellungen ausgehend individuell Geschichtserzählungen verfassen und eigene historische Urteile vornehmen.

„Ich nehme sehr inspirierende Gedankenanstöße aus der Tagung mit, sowohl persönlich als auch für mein Studium und meine künftige Arbeit als Lehrerin“, sagt auch Katinka Kalusche, die derzeit in Tübingen studiert.

Ob Schule oder Museum: Wir freuen uns auf ein Wiedersehen mit den drei Studentinnen beim Geschichtswettbewerb.

Foto: privat



Der History & Politics Podcast zum Thema Wohnen

Welchen Einfluss hat der Wohnort auf die eigene gesellschaftliche Position? Wie hat sich das Wohnen mit städtebaulichen Maßnahmen in der Vergangenheit verändert? Und wie ist das Wohnen zu einem der größten politischen Themen der Gegenwart geworden? Diese und andere Fragen diskutieren wir in unserem History & Politics Podcast zum neuen Wettbewerbsthema des Geschichtswettbewerbs mit der Historikerin Prof. Dr. Christiane Reinecke von der Europa-Universität Flensburg. Wir sprechen darüber, warum Geschichte immer auch Gegenwart ist und zeigen, wie uns die Geschichte hilft, die Gegenwart besser zu verstehen.



Alle Folgen des Podcasts gibt es hier:

Akademie für Tutor:innen in Dresden

Bereits zum dritten Mal wurden in diesem Jahr die erfolgreichsten Tutor:innen des Geschichtswettbewerbs zu einer exklusiven dreitägigen Akademie eingeladen, um ihnen für ihr Engagement zu danken. Nachdem die für 2020 geplante Akademie abgesagt werden musste, konnte sie vom 22. bis 24. Mai dieses Jahres mit den erfolgreichsten Tutor:innen der Wettbewerbe 2018/19 und 2020/21 in Dresden stattfinden. Die Freude der 20 Teilnehmer:innen am gemeinsamen Austausch über Erfahrungen im Geschichtswettbewerb war groß. Zudem erhielten sie einen Einblick in Debatten der bildungspolitischen Arbeit in Sachsen bei einem Besuch der Landeszentrale für politische Bildung und im Sächsischen Ministerium für Kultus. Die Landesbeauftragte zur Aufarbeitung der SED-Diktatur berichtete über die Funktion ihrer Institution zwischen politischer Bildung, Erinnerungsarbeit und Beratungsstelle. Bei einer Stadtführung entdeckten die Tutor:innen Spuren der städtebaulichen Entwicklungen in der Dresdener Neustadt. Im Deutschen Hygiene-Museum besuchten sie aktuelle Sonderausstellungen zu den Themen „Fake News“ und „Künstliche Intelligenz“.



Foto: privat

„Das kannten wir nur aus Geschichtsbüchern“

Petro Kendzor leitet den Verband ukrainischer Geschichtslehrer:innen „Nova Doba“, der mit Partnern einen Geschichtswettbewerb in der Ukraine ausgerichtet. Im Interview berichtet er, warum der Wettbewerb trotz des Krieges stattfand.

Seit dem 24. Februar führt Russland einen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Sie leben und arbeiten in der Stadt Lwiw. Wie würden Sie die aktuelle Situation beschreiben?

Wir befinden uns nun seit mehreren Monaten in diesem Krieg und langsam lässt der Schock nach, in dem wir uns in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der russischen Truppen befunden haben. Wir wussten natürlich, dass ein solcher Krieg möglich ist, aber wirklich geglaubt haben wir es angesichts der engen Beziehungen zwischen Ukrainer:innen und Russ:innen nicht.

Was bedeutet der Krieg für „Nova Doba“?

In der Westukraine ist das Leben gerade wieder relativ normal, aber auch hier kann es natürlich jederzeit gefährlich werden. Außerdem gibt es in Lwiw sehr viele Geflüchtete, die das Stadtbild prägen. Wir müssen nun gemeinsam eine Form des Zusammenlebens finden und den Krieg von Zeit zu Zeit vergessen. „Nova Doba“ organisiert zum Beispiel Projekte für geflüchtete Kinder und ihre Eltern wie Stadtführungen, Kunstworkshops oder Runde Tische.

Sie haben den aktuellen Wettbewerb zu Ende geführt. Warum haben Sie so entschieden?

Wir haben uns gefragt, ob wir alles sofort stoppen oder

eine „Pause“ machen sollen. Natürlich gibt es Wichtigeres, aber eigentlich organisieren wir doch Geschichtswettbewerbe, damit solche Kriege nicht mehr möglich werden. Dann haben wir uns entschieden, den Einsendeschluss vom 1. März auf den 15. Mai zu verlegen. Wir sind stolz und froh, dass sich aus allen Regionen der Ukraine insgesamt 282 Jugendliche mit 65 Einsendungen beteiligt haben.

Mit welchem Thema haben sich die Jugendlichen beschäftigt?

Thematisch ging es um unsere sowjetische Vergangenheit und die Erinnerung daran. In der Ukraine gab es bei vielen Menschen die Vorstellung, dass die Sowjetzeit eine Art „Paradies“ war: Alle hatten Arbeit und es gab keine Zukunftsangst. Das habe ich als sehr problematisch für unsere Gesellschaft und die Demokratie empfunden, denn die totalitären Elemente der Sowjetzeit wurden verdeckt. Nun ist es aber so, dass viele Projekte erst nach dem 24. Februar eingereicht wurden und unter dem Eindruck des Krieges stehen. Damit sind auch viele Illusionen über die Vergangenheit verschwunden und das sowjetische Erbe wird viel kritischer behandelt. Allerdings stellt uns das natürlich vor eine große Herausforderung bei der Bewertung der Beiträge, denn sie sind von einer Situation beeinflusst, die wir bisher nur aus den Geschichtsbüchern kannten.



Foto: Dmytro Kurylez

Let's ConnAct!

Jetzt bewerben für deine Teilnahme an einer EUSTORY-Jugendaktivität 2022

Ein Auslandsjahr, ein Jugendaustausch, größere Reisen, Work and Travel – viele Pläne wurden durch Corona-Beschränkungen, aber auch durch Kriege wie aktuell in der Ukraine zunichtegemacht. Dabei ist es wichtiger denn je, mit Menschen aus anderen Ländern und mit unterschiedlichen historischen Erfahrungen im Kontakt zu bleiben, um sich in einer schwierigen Weltlage orientieren zu können – und gemeinsam internationale Verständigung zu fördern und zu leben!

Unser Geschichtsnetzwerk EUSTORY bringt jedes Jahr Preisträger:innen nationaler Geschichtswettbewerbe zwischen 16 und 25 Jahren aus über 20 Ländern Europas und angrenzenden Ländern zusammen. Das diesjährige Programm „Let's ConnAct! Bonding Across Borders“ im Herbst 2022 ermöglicht dir

digitale interkulturelle Erlebnisse mit jungen Menschen aus verschiedenen Ländern, die du so schnell nicht vergisst!

Du möchtest Gastgeber:in für ein „Europäisches Hausparlament“ werden; du hast Lust, in einem Planspiel zu verhandeln, wie wir mit einem dunklen Kapitel der Geschichte und staatlich begangenen Menschenrechtsverletzungen umgehen können? Du bist neugierig auf ein interkulturelles Training und möchtest Pionier:in für Vielfalt werden? Dann bewirb dich jetzt! Einsendeschluss ist der 20. September 2022.

Alle Informationen zu den EUSTORY Jugendaktivitäten 2022 auf dem EUSTORY History Campus.



Archiviert für die Ewigkeit

Die Corona-Pandemie hat unseren Alltag im Frühjahr 2020 umgekrempelt. Wie wird man in der Zukunft auf diese Zeit blicken? Welche Spuren hinterlassen wir, die es künftigen Historiker:innen möglich machen, die Pandemie und ihre Auswirkungen zu verstehen? Drei Preisträger:innen unserer Mitmachaktion „Geschichte für morgen. Unser Alltag in der Corona-Krise“ haben ihre Beiträge jetzt im „Memory of Mankind“ eingelagert, einem Archiv im ältesten Salzbergwerk der Welt.

Nina, Timon und Julius halten ihre Keramiktafeln fest in der Hand, während die schmale Bahn, auf der sie hocken, ratternd in den Salzstollen einfährt. 500 Meter tief geht es in das 3.000 Jahre alte Salzbergwerk hinein, dann ist das Ziel erreicht: das Memory of Mankind.

Mit seinem 2012 gestarteten Projekt möchte der österreichische Künstler und Keramiker Martin Kunze Informationen für die Ewigkeit aufbewahren. Zwar produzieren wir im 21. Jahrhundert mehr Bilder und Informationen als je zuvor – die Lebensdauer digitaler Quellen aber ist kurz. Was also wird bleiben aus der Gegenwart? Martin Kunze setzt für das Memory of Mankind auf keramische Datenträger. Mittels einer bestimmten Lasertechnik werden Texte und Bilder auf dünne Keramikfliesen gedruckt und gebrannt. In Boxen, ebenfalls aus Keramik, und im Klima des Berginneren sollen diese über Jahrtausende vor dem Zerfall geschützt sein. Inzwischen hat der Künstler sein Verfahren noch verfeinert: Keramischer Mikrofilm macht es möglich, erstaunliche Textmengen auf kleinster Fläche zu speichern: 5 Millionen Zeichen auf einer Fliese 20 x 20 cm.

Für Nina, Timon und Julius ist die Einlagerung ihrer Beiträge im Memory of Mankind ein besonderer Moment. Wie rund 1.500 andere Kinder und Jugendliche haben die drei im Frühjahr 2020 an der Mitmachaktion teilgenommen, zu der wir gemeinsam mit dem „Coronarchiv“, dem von den Universitäten Hamburg, Bochum und Gießen initiierten digitalen Public-History Projekt, aufgerufen haben. Es galt, die eigenen Eindrücke und Erfahrungen aus den ersten Wochen der Pandemie zu dokumentieren, möglichst kreativ.

Nina hat ihr Gefühl vom Isoliertsein in einer Zeichnung festgehalten. Timons Collage illustriert seinen Home-schooling-Frust. Julius hat in einem Tagebuch dokumentiert, wie die Familie gemeinsam die Quarantäne und frühe Corona-Infektion des Vaters gemeistert hat.

Aus den 50 mit einem Buchpreis ausgezeichneten Einsendungen zur Mitmachaktion wurden Nina, Timon und Julius ausgelost. Ihre Beiträge sind jetzt nicht nur im Coronarchiv aufbewahrt. Sie sind auch für die



Nina Böttcher (18), Julius List und Timon Loibl (beide 13) bei ihrer Anreise über den Hallstätter See.



Ninas Zeichnung auf einer keramischen Fliese, eingelagert im Memory of Mankind.

fernere Zukunft archiviert, auf keramischen Fliesen, 500 Meter tief im Berg, nahe dem oberösterreichischen Hallstatt.

Ein Fernseheteam von 3sat hat den nicht nur für Nina, Timon und Julius aufregenden Tag in postkartenidyllischer Landschaft begleitet. Der Beitrag wurde in der NANO-Ausgabe vom 22. Juni 2022 gesendet und ist in der Mediathek abrufbar: www.3sat.de/wissen/nano

Fotos: Kirsten Pörschke

Fotos: Bundesregierung / Jesco Den

Was macht eigentlich... Tobias Bütow?

Tobias Bütow, 1978 in Magdeburg geboren, ist seit 2019 deutscher Generalsekretär des Deutsch-Französischen Jugendwerks (DFJW). Am Geschichtswettbewerb hat er in den frühen 1990er Jahren zweimal teilgenommen, einmal mit der Klasse, einmal allein. Warum Geschichte und Gegenwart für ihn untrennbar sind, hat er Kirsten Pörschke erzählt

Was für einen Platz hat der Geschichtswettbewerb in Ihrer Erinnerung?

Für mich war der Gruppenbeitrag 1990/91 mein Schlüssel-erlebnis beim Wettbewerb. Ich erinnere mich noch gut an die Preisverleihung im Schloss Bellevue, als ich Bundespräsident Richard von Weizsäcker die Hand schütteln durfte, wenige Monate nach der Wiedervereinigung. Als ostdeutsches Kind waren für mich die Jahre um 1989/90 sehr prägend. Meine Eltern waren politisch engagiert, haben an Montagsdemonstrationen teilgenommen. Wir haben in der Familie darüber diskutiert, über Ungarn in den Westen zu fliehen. Für mich war die Phase der friedlichen Revolution eine politisierende Zeit. Der Geschichtswettbewerb war dann eine Möglichkeit, das, was ich im familiären Umfeld erlebt habe, selbst in gesellschaftspolitisches Engagement zu übersetzen.

Welche Erfahrungen haben Sie aus Ihrer Teilnahme mitgenommen?

Der Geschichtswettbewerb war mein erstes lokalhistorisches Gruppenprojekt. Zusammen zu arbeiten und zu schreiben, war für mich eine positive Gemeinschaftserfahrung. Dazu war der Wettbewerb meine erste Beschäftigung mit Geschichte, mit dem Ort, an dem wir leben. Bis heute bin ich davon überzeugt, dass das Lokale, die Mikroebene eine unglaubliche Bedeutung hat für die Makroebene. In unserer Arbeit ging es um die Geschichte unserer Siedlung Magdeburg-Nordwest. Hunderte Einfamilienhäuser wurden in den 1930er Jahren für die Junkers-Werke gebaut und waren ein bevölkerungspolitisches Instrument, um die NS-Kriegswirtschaft zu befähigen. Das war spannend. Zumal Anfang der 1990er Jahre, als wir den Beitrag schrieben,

die rechtsextreme Gewalt in meiner Heimatstadt, auch in unserem Wohnviertel erstarkte. Parallel dazu NS-Geschichte in der Nachbarschaft aufzuarbeiten, hat uns vor Augen geführt, dass Geschichte und Gegenwart miteinander verknüpft sind. Und wir haben verstanden, dass sich Engagement lohnt. Wir haben uns für den Bau einer Ampel eingesetzt, direkt vor unserer Schule. Das war eine konkrete Verbesserung für unser Alltagsleben.

Haben diese Erlebnisse Sie dazu bewegt, Geschichte und Politik zu studieren?

Als Fan vom Geschichtswettbewerb möchte ich natürlich sofort Ja sagen. Aber es folgten noch andere, prägendere Erfahrungen, etwa ein Schüleraustausch mit Israel und später mein Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Aber: Der Wettbewerb hat mich für Geschichte begeistert. Und meine Überzeugung, dass Erinnerung Gegenwart ist, hält bis heute an.

Das Deutsch-Französische Jugendwerk richtet heute u. a. den französischen Geschichtswettbewerb mit aus. Inwiefern hat Geschichte Sie durch Ihre internationalen beruflichen Stationen begleitet?

Sechs Jahre nach dem Bosnien-Krieg habe ich bei der OSZE in Sarajevo gearbeitet, wo wir das Jugendreferat aufbauten. Später, beim Europa-Institut CIFE in Nizza, habe ich mit meinen internationalen Studierenden jährlich das Jugoslawien-Tribunal und den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag besucht, wo Kriegsverbrechen verhandelt werden.

Im Unterwegssein, im Entdecken anderer Länder, ob in Israel, auf dem Balkan oder in Frankreich, wurde mir klar, wie stark Erinnerungskonflikte in die Gegenwart wirken. Aktuell sehen wir es beim russischen Überfall auf die Ukraine: Mit Geschichtsleugnung und der Unterdrückung der Zivilgesellschaft wurde der Krieg vorbereitet. Das DFJW ist seit 20 Jahren auch in Südosteuropa aktiv, wo Erinnerungskonflikte das Heute prägen, aber auch junge Menschen auf bewundernswerte Weise protestieren und Zeitgeschichte aufarbeiten.

Wofür machen Sie sich stark?

Im DFJW fördern wir beispielsweise deutsch-französische Jugendbegegnungen an Gedenkstätten. Uns treibt die Frage um, wie wir die jahrzehntelang gewachsene Erinnerungskultur der Instagram-Generation vermitteln. Im gekreuzten Blick junger Menschen, beispielsweise im europäischen Jugendaustausch, entsteht die Erinnerungskultur der Zukunft. ↩

Foto: Jennifer Sanchez



Jugendliche erforschen Geschichte



Foto: Werner Kuhnle

Der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten ist Mitglied von EUSTORY, dem von uns initiierten Geschichtsnetzwerk für junge Europäer:innen. In über 20 Ländern, die sich dem Netzwerk angeschlossen haben, gehen Jugendliche den Spuren ihrer Vergangenheit nach.

➔ www.eustory.org



Der Geschichtswettbewerb ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft bundesweiter Schülerwettbewerbe, dem Zusammenschluss von staatlich anerkannten und gesamtstaatlich geförderten Schülerwettbewerben in Deutschland.

➔ www.bundeswettbewerbe.de



Das Kuratorium (Stand: September 2022)

Vorsitzende

Dr. Dörte Dinger
Staatssekretärin, Chefin des Bundespräsidialamtes

Stellvertretender Vorsitzender

Dr. Thomas Paulsen
Vorstand der Körber-Stiftung

Jan Benedyczuk

Staatssekretär im Saarländischen Ministerium für Bildung und Kultur

Anja Bensinger-Stolze

Hauptvorstand Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft

Prof. Dr. Harald Biermann

Präsident der Stiftung
Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland

Prof. Dr. Raphael Gross

Präsident der Stiftung Deutsches Historisches Museum Berlin

Thomas Krüger

Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung

Wilfried Kühner

Amtschef des Sächsischen Staatsministeriums für Kultus

Prof. Dr. Paul Nolte

Professor am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin

Sharon Dodua Otoo

Schriftstellerin

Anne Rolvering

Geschäftsführerin der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung

Isabel Schayani

Journalistin

Impressum

Zeitschrift des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten
Herausgeber Körber-Stiftung, Hamburg

V. i. S. d. P. Dr. Lothar Dittmer

Redaktion Laura Wesseler, Lena Langensiepen, Kirsten Pörschke (Koordination), Frida Teichert

Mitarbeit Angelika Pohl (Schlusskorrektur), Claudia Heinzlmann (Dokumentation), Adrian Becker, Vicky Hagedorn

Gestaltung www.qart.de

Lithographie Reproform GmbH

Druck Zeitfracht GmbH, Nürnberg

Fotos Titelmotiv: Großwohnsiedlung München-Neuperlach, erbaut ab 1967. WSB Bayern, Bestand Neue Heimat Bayern, Kurt Otto

Rückseite: Wagenburg „Hin und Weg“ in München, 2013. Stephan Rumpf / Süddeutsche Zeitung Photo

© Körber-Stiftung 2022

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Kontakt

Körber-Stiftung
Kehrwieder 12, 20457 Hamburg
Telefon +49 40 80 81 92 - 145
E-Mail gw@koerber-stiftung.de

geschichtswettbewerb.de
koerber-stiftung.de



Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten

Der größte historische
Forschungswettbewerb für Kinder
und Jugendliche in Deutschland

Seit 1973 rufen der Bundespräsident und wir euch alle zwei Jahre zur historischen Spurensuche auf. Sechs Monate habt ihr Zeit, eure Lokal- oder Familiengeschichte zu erforschen. Ihr recherchiert in Archiven, sprecht mit Zeitzeug:innen, befragt Expert:innen und macht euch ein eigenes Bild von der Vergangenheit. So werden euer Wohnort, eure Nachbar:innen oder Großeltern zu einem Teil der Geschichte. Mitmachen lohnt sich!

